

Nr. 2866

DER LANDSER

www.landsr.de

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

F. Jonsen

„Vorwärts Kameraden!“

Mai 1940 – Eine Kompanie im dramatischen Ringen mit den
Franzosen – An der Aisne und Loire kommt es zu harten Kämpfen



Ritterkreuzträger der Luftwaffe



Johannes Rötche

wurde am 4.12.1915 in Berlin-Johannisthal geboren und kam nach seiner Ausbildung zum Flugzeugführer als Transportflieger zum Kampfgeschwader (KG) z.b.V. 1. Dort flog er seine ersten Einsätze in der III. Gruppe während des Frankreichfeldzuges. Nach der Teilnahme am Balkanfeldzug zum Feldwebel befördert, brachte Rötche Versorgungsgüter, Truppentransporte und zahlreiches Material auf dem Luftweg an die Front im Osten. Im Rang eines Fahnenjunker-Oberfeldwebels flog er in der 16. Staffel des Transportgeschwaders 1 und erhielt nach über 300 Feindflügen am 18.11.1944 das Ritterkreuz. Zum Leutnant aufgestiegen, ging der Krieg für ihn zu Ende. Nach seiner Dienstzeit in der Bundeswehr schied Rötche als Oberstleutnant am 31.3.1967 aus dem Dienst aus. Er verstarb am 16.9.2006.

R.S.

„Vorwärts Kameraden!“

Eine Kompanie im Westfeldzug



Am 10. Mai 1940 greift die Wehrmacht den „Erbfeind“ Frankreich an. Die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Briten bieten eine gigantische Truppenansammlung auf. Vor allem was die Zahl der Panzer, Flugzeuge und Geschütze angeht, sind die Deutschen unterlegen. Doch die überlegene Truppenführung, die effektive Nutzung der Panzerwaffe und das Zusammenwirken von Heer und Luftwaffe zerschlagen in wenigen Wochen die Kräfte des Gegners. Nichtsdestotrotz war auch dieser Kampf hart und führte die Männer an den Rand der Belastbarkeit. So auch einen Leutnant mit seiner Kompanie, die sich durch Frankreich schlug. Die Aisne und die Loire sind nur einige der Plätze, an denen sie mit dem Feind fochten, Kameraden in der Erde zurückließen oder eine Verwundung davontrugen. Der folgende Bericht schildert ihre Erlebnisse.

Die Redaktion

Hinweis: Die Anmerkungen finden Sie am Ende dieser Ausgabe

Es schlägt gerade zehn Uhr, als es im Korridor des zweiten Stockes in der Berliner Havelstraße klingelt. Die alte Dame, die soeben dabei ist, am Gasherd das Mittagessen herzurichten, zuckt erschrocken zusammen und murmelt:

„Hoffentlich hat's der Junge nicht gehört! Welcher Mensch klingelt denn so unverschämt aufdringlich und wild?“

Frau Thann¹⁾ ist sonst eine stille, besonnene Frau, die sich nicht leicht aus der Ruhe bringen läßt. Aber in diesen Tagen ist sie aufgeregt und nervös. Ihr Sohn ist auf Urlaub da, der Günter. Aus diesem Grunde ist Frau Thann ein bißchen durcheinander. Es widerstrebt ihr sehr, daß ausgerechnet jetzt, nachdem Günter sich hingelegt hat, jemand kommt und Lärm macht, wo der Junge doch seine Ruhe haben soll.

Leutnant Günter Thann liegt in seinem Zimmer und schläft. Aber er schläft nicht fest, er träumt, träumt wirre Kriegsbilder.

Er sieht sich mit dem Gefreiten Niggel durch den Wald von Gory gehen, die Maschinenpistole unterm Arm und die Handgranaten griffbereit im Stiefelschaft. Der Wald von Gory, dieser dreimal verfluchte Wald in Polen, sieht sehr eigenartig aus. Günter kann sich selbst im Traum eines Stauzens nicht erwehren. Die Bäume haben an Stelle der Blätter verzerrte Polengesichter, die ihn stumm und grinsend anstarren. Niggel ist plötzlich neben ihm. Beide liegen sie auf einer Lichtung im hohen Gras. Es riecht nach Sumpf und faulenden Weidenstrünken, nach Rohr und brackigem Wasser.

Niggel stößt ihn an, lacht leise und

flüstert: „Da kommen sie ja schon! ... Dort!“

Über die Lichtung schreitet mit einem Male ein junges Mädchen, schlank, blond, mit hübschen Beinen. Aber plötzlich ist das Mädchen weg. Ein polnisches MG hackt drüben im Wald los. Da – wieder! Der Leutnant Thann wundert sich über das Geräusch. Ein MG schießt doch anders ... das klingelt nicht, das rattert und klappert.

Mensch, denkt er, das ist doch gar kein MG. Das ist doch 'ne Klingel – 'ne echte, richtige Klingel!

In diesem Augenblick wacht Günter Thann auf und tastet sich in die Wirklichkeit zurück, in der das grelle Bimmeln der Flurglocke zu hören ist.

Er öffnet die Augen und schaut auf den kleinen Reisewecker. Es ist kurz nach zehn Uhr. Als Günter sich umschaut, merkt er, daß ihm jeder Gegenstand vertraut ist, daß er in seinem Zimmer liegt, daß plötzlich im Korridor gesprochen wird. Eine aufgeregte Stimme ist es, sie gehört seiner Mutter.

Ein Brummbaß wird laut. Günter kennt ihn sofort. Onkel Arthur ist gekommen. „Was? Du hast die Nachrichten nicht gehört, Emma? Junge, Junge! Da haste aber was verpaßt! Unsere marschieren bereits in Luxemburg, in Belgien, in Holland! Eben ist's durchs Radio gekommen, Emma. Na, so was, daß du das Radio nicht anstellst, wo so was Wichtiges passiert!“

Günter richtet sich auf die Ellenbogen auf, horcht.

Seine Mutter sagt: „Arthur, tu mir bloß den Gefallen und weck mir den Jungen nicht!“

Günter ist bereits aufgesprungen,

stürzt zur Tür, reißt sie auf, blökt hinaus:

„Was ist los? Wer ist einmarschiert? Wann sind sie einmarschiert?“

„Vor allen Dingen, mein lieber Neffe – erst mal: Guten Tag!“

Der große Mann mit dem grauen Schnauzer und dem rosigen Mollengesicht schmunzelt und streckt seinem Neffen die Rechte hin. „Nu reg dich bloß wieder ab, mein Junge“, sagt er und schüttelt dem neugebäckenen Leutnant die Hand. „Kommt, wir brauchen nicht unbedingt im Korridor rumstehen. Beim Sitzen redet sich’s besser.“

Sie gehen ins Wohnzimmer hinüber.

Frau Thann hat verräterisch feuchte Augen und schaut immer wieder ihren Jungen an, als Onkel Arthur die Rundfunkmeldung wiedergibt, daß deutsche Truppen in Luxemburg, Belgien und Holland marschieren. „Nu hat’s gebumst, Herrschaften“, beschließt er seine Erzählung. „’s geht los! Ick weß nich recht, ob ick mir freuen soll.“

Leutnant Thann erinnert sich noch sehr genau an diese Situation. Er sieht das zu Tode erschrockene Gesicht seiner Mutter, die Tränen in ihren Augen.

„Ich muß fort“, sagt er hastig, „ich nehm’ gleich den nächsten Zug, Mama.“

„Immer man langsam, mein Junge“, will Onkel Arthur dämpfen. „Schließlich bist du erst sechs Tage daheim. Und dein Urlaub läuft, wie ich genau weiß, drei Wochen.“

„Junge, tu mir das nicht an“, weint Frau Thann und tastet nach dem Schürzenzipfel. „Bleib doch noch hier!“

„Geht nicht, Mutter!“ ruft Günter und springt auf. „Muß sofort zu meinem Haufen zurück. Ich kann ausgeschlossen hier sitzen, wenn es losgeht, Mama. So hab doch Verständnis.“

Die beiden alten Menschen versuchen, Günters Schwung zu dämpfen. Frau Thann bittet sogar mit erhobenen Händen. Onkel Arthur zwirbelt ärgerlich den Schnurrbart – noch ärgerlicher, als ihn ein vorwurfsvoller Blick seiner Schwester erreicht.

Günter ist schon in sein Zimmer gerannt und zerrt den Koffer vom Schrank. Hundert Gedanken wirbeln ihm durch den Kopf. Hoffentlich sind sie noch da! Mama muß mich verstehen! Wo mögen sie jetzt sein? Wo marschieren sie? Er verwünscht den Urlaub, der aus nichts anderem als aus Essen, Schlafen und Faulenzen bestand – er verwünscht ihn, obwohl er sich so riesig darauf gefreut hatte.

In dem großen Plüschsessel des Wohnzimmers sitzt Onkel Arthur und schnauft ratlos. Frau Thann hat ihm eben den Vorwurf gemacht, daß er wie ein Elefant reingetrampelt sei und mit seinem Bärenbaß den Jungen rebellisch gemacht habe.

Frau Thann hat mit zitternden Fingern die Wählerscheibe des Telefons gedreht und den Hörer ans Ohr gelegt.

„Papa“, sagt sie mit weinerlicher Stimme, „du mußt gleich heimkommen ... Der Junge bricht seinen Urlaub ab ... wegen der Kriegslage, weißt du ... Arthur, der fürchterliche Mensch, ist eben zu uns gekommen und hat ...“

„Was?“ unterbricht die Stimme am anderen Drahtende. „Der Junge bricht den Urlaub ab?“

„Ja, Papa ... weil er Angst hat, er

kommt zu spät ... er versäumt was! Ist das nicht zum Heulen, Papa?“

„Ich komme sofort!“ Papa Thann legt auf, fährt sich einmal mit der flachen Hand übers Gesicht und schütelt dann den Kopf. Natürlich hat er die Sondermeldung gehört. Daß der Junge aber so plötzlich abreisen will, das mißfällt dem graumelierten Herrn hinter dem Schreibtisch sehr. Als ob er nicht früh genug in den Schlamassel kommen könnte, denkt er, gibt seiner Sekretärin ein paar Anweisungen und fährt rasch nach Hause.

Die erste Aufregung hat sich etwas gelegt. Onkel Arthur pafft an seiner Virginia. Frau Thann läuft mit tränenenden Augen rum und packt noch ein paar Sachen für Günter in den Koffer.

Papa Thann ist es zwar nicht egal, was hier geschieht. Er verkneift sich aber alle Bemerkungen. Schließlich ist Papa Thann stolz auf seinen Einzigsten. Bei Günter hatte ja auch alles so gut geklappt: Abitur, Arbeitsdienst, als Gefreiter beim Einmarsch in Polen, nach einigen Wochen schon Unteroffizier, dann Tapferkeitsauszeichnung: EK II²⁾, Offizierslehrgang und dann der dreiwöchige Einkleidungsurlaub. Günter Thann kam als Leutnant heim.

Soll da ein Vater nicht stolz sein, wo er selbst es damals, im Ersten Weltkrieg, „nur“ bis zum Vize-Wachtmeister gebracht hatte?

„Wann geht dein Zug, Junge?“ fragt Papa Thann.

„Um halb eins.“

„Ich habe noch keine Aufnahme von dir, so als Leutnant ... in der neuen Uniform. Komm, machen wir schnell ein paar, mein Junge.“

Sie gehen in den Garten. Mutter heult noch immer. Sie verbeißt die Tränen nur, als Papa „Achtung!“ ruft und den Auslöser betätigt. Onkel Arthur schmunzelt jetzt endlich, schiebt Günter noch einen Fünfzigmarkschein in die Rocktasche und zwinkert ihm zu.

Im Taxi fährt die Familie mit Onkel Arthur zum Bahnhof Spandau-West. Der Zug kommt glücklicherweise fast unmittelbar nach Betreten des Bahnsteiges.

Frau Thann bringt kein Wort mehr hervor. Auch Papa Thann schluckt mit auf und nieder hüpfendem Halsknorpel, und Onkel Arthur zwirbelt seinen grauen Schnauzer.

„Junge ... mein Kind ...“

„Hör doch auf, Mama! Mir passiert schon nichts.“

„Ja – hör auf, Mama“, brummt auch Herr Thann und umarmt den Sohn. „Mach's gut ... mach's recht gut, Günter.“ Himmel, auch Papas Stimme kippt um.

Nur Onkel Arthur behält Haltung. Eisenhart ist der Händedruck. Forsch der Lebewohlgruß an den Neffen. Schon schwingt sich Leutnant Günter Thann in den Wagen des Fronturlauberzuges 205, zwingt sich den Gang entlang, findet ein freies Fenster und beugt sich hinaus.

„Bitte von der Bahnsteigkante zurücktreten! Zug fährt ab!“ Die Stimme aus dem Lautsprecher klingt hohl und schallend.

Günter sieht die anderen Abschiedsszenen nicht, die sich längs des langsam anrollenden Zuges abspielen, er sieht nur seine Mutter – ihr bleiches Angstgesicht, die weinenden Augen und die schmale Hand, in der ein Taschentuch zu wedeln beginnt.

Erst jetzt bemerkt Günter, daß sein Kamerad Walter Lohmeier am Nebenfenster steht und ebenfalls winkt.

„Hallo, Walter!“

„Mensch, Günter! Auch du, mein Sohn Brutus?“ Sie reichen sich die Hände. Die Menschen am Bahnsteig sind vergessen. Zwei Bataillonskameraden haben sich im selben Zug getroffen. Auch Walter Lohmeier ist erst vor kurzem Leutnant geworden, mit Günter zusammen.

Der Zug poltert durch das Land.

In Günters Abteil hat jemand ein Kofferradio. Um das hockt man nun herum und hört die neuesten Meldungen über den Vormarsch der deutschen Truppen.

Der Zug rollt über Köln nach Trier. Aussteigen. Umsteigen.

Es ist Nacht, als Günter den Stationsvorsteher aufsucht und ihn fragt, wann der nächste Zug geht.

„Keiner mehr“, lautet die Antwort. „Wir fahren nur Nachschubtransporte.“

Was nun?

Auf der Straße marschieren endlose Kolonnen. Eben knirscht und poltert eine Abteilung schwerer Ari³⁾ vorüber.

Günter geht auf den Kommandeur zu, der, auf einem Rappen sitzend, seine Abteilung an sich vorbeifahren läßt.

„Herr Major, gestatten Sie uns bitte, daß wir auf einem der Fahrzeuge aufsitzen dürfen?“ Günter baut sein Männchen hin und rasselt das Reisepech von der Platte.

„Schwingen Sie sich auf eine Protze!“ ruft der Major und muß seinen Gaul beruhigen, der umhertänzelt.

Lohmeier und Günter schwingen sich also auf eine Protze. Die Soldaten grinsen.

Stundenlang fahren die beiden Leutnants mit, dann heißt es absteigen. Die Straße nach Leidenborn, ihrem alten Vorfeldquartier unweit des Dreiländereckes, führt rechts ab. Ein Verpflegungswagen ist das nächste Fortbewegungsmittel, das Lohmeier und Günter benützen.

Es ist acht Uhr am Morgen, als sie an Ort und Stelle sind.

Aber das Regiment ist weg! Abgerückt! In der Kantine sitzt ein älterer Hauptmann, der die Führerreserve unter sich hat.

„Herr Hauptmann, wir möchten sofort zu unserer Truppe!“ Fast gleichzeitig rufen es die beiden jungen Offiziere, mit den Koffern in der Hand und mit übernächtigten Augen.

„Nein, meine Herren“, bemerkt der Hauptmann, „Sie können nicht ohne weiteres nachrücken. Ich habe meine Befehle. Aber ich will Ihnen und den Urlaubern, die eben noch hier eingetroffen sind, einen Gefallen tun und 'nen Melder nach vorne schicken. Bis dahin müssen Sie sich schon gedulden. Trinken Sie inzwischen einen.“

Der Melder braust auch tatsächlich los.

Lohmeier und Günter sitzen in einem kahlen Zimmer. Ein Gespräch will nicht aufkommen. Jeder ist mit sich und seinen Gedanken beschäftigt. Lohmeier denkt an das blonde Mädel, das er in Berlin kennengelernt hat, Günter denkt an die Abschiedsszene am Bahnhof. Es kommt ihm erst jetzt zum Bewußtsein, daß er viel Leid und Kummer am Bahnsteig zurückgelassen hat.

Sie rauchen. Ein Lautsprecher

plärrt Musik und gibt ab und zu Nachrichten durch. Der Tag vergeht. Der Melder läßt sich nicht blicken.

Endlich! Spät am Abend trifft er ein. Staubbedeckt, verdreckt, grinsend.

„Nachkommen!“ heißt es.

Als Lohmeier und Günter auf den LKW klettern und noch einmal auf Leidenborn schauen, sind sie froh, endlich aus dem Ort rauszukommen – ein Ort, in dem sie sich monatelang scheußlich gelangweilt hatten.

Die Sonne neigt sich gegen den Horizont. Die Straße ist lang und staubig. Der LKW surrt emsig voran, überholt marschierende Truppen, hält an, weil die Straße plötzlich verstopft ist, schnurrt wieder weiter.

„Mensch, wie weit sind die denn schon?“ grunzt Lohmeier.

„Wir werden sie bald haben“, sagt der Fahrer.

Fieberhafte Unruhe hat alle gepackt. Und da – gleich hinter St. Hubertus – treffen sie endlich ihre Kompanie wieder.

Großes Hallo, das ist klar. Händedrucke, Schulterklopfen, Erzählen. Es ist gut, bei den Kameraden zu sein. Der Urlaub ist schnell vergessen – vollkommen vergessen.

„Mensch, Thann!“ ruft Oberleutnant Steinmüller. „Sie kommen ja mittenmang von ’nem Ballgesäuse, wie? Ziehen Sie gleich die langen Hosen aus und schaffen Sie den Klamottenkoffer weg. Es geht gleich weiter.“

Günter möchte am liebsten jeden Mann seines Zuges umarmen, so freut er sich, wieder bei seinem Haufen zu sein. Glücklicherweise ist er, der Leutnant Günter Thann. In zauberhafter Schnelligkeit hat er sich umgezogen und sieht gleich darauf wie ein echter Frontsoldat aus.

Der Marsch beginnt wieder. Die Sterne funkeln am klaren Nachthimmel. Die Marschritte hämmern die Straße. Staub wirbelt auf. Es riecht nach Krieg und Militär. Der Weg führt durch die Ardennen zur französischen Grenze. Es geht der Maas entgegen. Ziel Nouzonville!

Die Kompanie erreicht Nouzonville im frühen Morgengrauen. Die Stadt brennt, flammt lichterloh. Der Franzose schießt aus dem Hinterland in seine eigene Stadt hinein, zertrümmert die Häuser, bepflanzt die Straßen.

Die Kompanien liegen jetzt am diesseitigen Maasufer und haben sich eingegraben. Zum Angriff soll am frühen Morgen angetreten werden. Das zweite Bataillon wird als erstes über den Fluß setzen.

Günter liegt neben seinem Kompaniekameraden Lohmeier.

Es ist kalt. Lausig kalt sogar. Die Zähne schnattern aufeinander, ob man will oder nicht. Die Landsers sind müde vom langen Marsch, sie mußten die ganze Nacht durchmarschieren. Die Knochen brummen. Schlaf sitzt bleischwer in den Augen und zieht die Lider nieder.

Die Stunden kriechen unendlich langsam dahin. Im Osten färbt sich der Himmel und nimmt Feuerglut an.

Lohmeier erzählt im Flüsterton, daß unten in Nouzonville die Hölle los wäre. Er hätte einen Zivilisten auf der Straße getroffen, der wie irr rumgerannt sei und sich die Haare raufte.

„Der Mann war tatsächlich verrückt, Günter. Das Haus haben sie ihm zusammengeschoßen, und die Frau mit den zwei Kindern ist drinnen umgekommen. Durch die eige-

nen! Schlimm, wenn man von den eigenen Soldaten das Haus und die Familie zusammengeschossen bekommt.“

Günter nickt und starrt in den dämmernden Morgen hinein.

Plötzlich ein Geräusch von rechts.

Ein Melder kommt rangekrochen. Bringt Befehle mit.

Es geht los!

Günter nickt Lohmeier zu, der zu seinen Männern zurückkriecht.

Mach's gut, Kamerad, heißt das gegenseitige Kopfnicken.

Günter gibt seinen Leuten ein Zeichen. Der Krieg beginnt! Die Schlauchboote, die sie gestern bekommen hatten, bewegen sich wie Riesenwanzen durch das hohe Ufergras. Langsam geht es bergab. Durch Gestrüpp und verwilderte Gärten. Es ist jetzt schon so hell geworden, daß man das andere Maasufer deutlich erkennen kann.

Da! Drüben tackert ein MG los. Noch eins ... drei ... vier. Immer rader wird das Gehämmer.

Die Garben liegen zu hoch. Zehn Meter hinter dem letzten abwärts gleitenden Boot spritzt die Erde auf.

Noch fünfzig ... noch vierzig ... noch zwanzig Meter, dann springt Günter vor, dicht hinter ihm seine keuchenden Männer. Ein Glück, daß es noch dunkel ist und der Feind miserable Sicht hat!

„Vorwärts, Jungs!“

Da züngelt schon der sirrende Tod heran. Die Garbe von drüben sitzt. Hinhalen! Abwarten! Einmal muß dieses irrsinnige Gehämmer und Zwitschern aufhören!

Los jetzt! Hin zum Bahnhof!

Günter schaut sich blitzschnell um. Der Gefreite Trostmann am ersten

Boot zuckt wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Die andern merken es nicht. Wie besessene Teufel rasen sie auf den Bahnhof zu.

Siuuuit ... winselt es über den eingezogenen Köpfen hinweg. Granaten orgeln heran.

„Hinlegen! Volle Deckung!“

Es braucht dazu eigentlich gar keiner Befehle. Jeder handelt instinktiv.

Jetzt haben sie den Bahnhof erreicht. Die Männer vom zweiten Bataillon nehmen die Boote in Empfang. Günter und seine keuchenden Männer ruhen sich aus. Aber er sieht das, was vor ihm auf freier Strecke bis zum Ufer geschieht. An eine Mauer gepreßt, schaut er hinüber. Es ist wie ein grausiger Film, was da abzurollen beginnt.

Von drüben rast Abwehrfeuer los. Die Feind-MG überschlagen sich in ihrem Rattern, Tackern und Hacken.

Zwei Boote sind jetzt abgetrieben. Aus dem einen ragen ein Paar Beine in die Luft. Das andere treibt kreiselnd weiter, und über der bauchigen Bordwand hängt eine leblose Gestalt mit Kopf und Armen im Wasser.

Ein paar Schützen liegen vorne, hinter einem niedrigen Wall. Sie verbinden Verwundete.

Günter starrt auf das dritte Boot. Es kommt drüben an, landet. Gestalten springen raus. Eine davon macht plötzlich einen komischen Luftsprung und wirft die Arme hoch, knallt hintenüber und bleibt liegen.

Günter schaut weg, sieht, daß eine zweite Gruppe losjagt und ein Boot klarmacht zum Übersetzen.

Verflucht, wo haben die Kerle dort drüben nur ihre MG stehen? Sie sind so vorzüglich getarnt, daß man sie in der Eile gar nicht ausmachen kann.

Der Hang, vorhin noch friedlich und harmlos erscheinend, ist jetzt zu einer Walstatt geworden. Das Satanskonzert will nicht aufhören!

Nie zuvor in Günters Leben war eine Stunde so lang wie diese hier.

Die Sonne ist da, sie bescheint die leblosen Gestalten am jenseitigen Ufer – graue, dunkle Flecken auf hellem Untergrund. Tote. Gefallene Kameraden. Die ersten Opfer!

Und noch immer schießt der Franzose, was die MG nur hergeben können.

Bringt denn kein Mensch diese spuckenden Dinger zum Schweigen?

Das Feindufer wehrt ab. Erbarmungslos, gnadenlos. Dazu schießt französische Artillerie in die Stadt hinein, in eine sterbende, in Rauch und Trümmer aufgehende Stadt. Stundenlang, ohne Pause. Eine ungeheure Menge von Munition wird vergeudet, um den Angreifer zu vernichten.

Aber der bleibt, wo er ist. Er verbeißt sich in den Auftrag, das andere Ufer zu nehmen. Nur etwa sieben Meter weit weg liegt der Franzose, vortrefflich geschützt und Tod und Verderben austreuend.

Erst am späten Nachmittag ist das zweite Bataillon übergesetzt. Etwas weiter unten ist es geglückt, Fuß zu fassen.

Jetzt muß Günter mit seinen Leuten rüber. Es hat keinen Zweck, wenn ich hier rüberschwimme, denkt Günter. Die schießen uns ja in Grund und Boden!

Hinter ihm blökt Schimanek: „Der Kommandeur ist am Apparat und will ’nen Offizier sprechen! Soll gleich einer zu ihm kommen! Die Melder haben die Strippe bis vorne zum Gleis gezogen!“

Günter rennt geduckt zum Bataillonseinsatzstand. Rennt nach ein paar Minuten wieder zurück.

„Jungs“, keucht er, „wir müssen rüber! Da hilft gar nichts mehr! Auftrag lautet, daß wir den drüben liegenden Teil von Nouzonville abkämpfen sollen und bis zu den letzten Häusern des Ortes vorstoßen. Alles klar? Kapiert?“

„Ich schreie Hurra“, grinst Lobo-sitzer. „Bei dem Bohnenwetter rüber?“

„Schnauze!“ bellt Günter. Dann gibt er den Befehl, sich etwas weiter flußabwärts zu verziehen, weil – wie es scheint – dort weniger hingeschossen wird.

Einzeln springen sie ein Stück flußabwärts. Die Boote ran! Da sind sie schon! Klatschend fallen die ungefügen Dinger ins Wasser. MG rein! Paddel fassen! Los geht’s!

In diesem Augenblick brüllt vorne der Gefreite: „Achtung! Treibmine! Rechts halten ... rechts halten!“

Und schon schwimmt ein schwarzes, rundes, wie ein Fußball großes Ding vorüber.

„Du Idiot!“ brüllt jemand. „Das ist doch ’n Hut!“

Man hat keine Zeit zu lachen.

Günter hört sein Kommando: „Paddel links ... eins, eins, eins!“

Die Männer gehorchen sofort. Das Boot treibt stromab. Der schwarze Hut schwimmt immer noch eine Weile mit.

Nur noch wenige Meter sind es bis zum Ufer. Da zischt es plötzlich am Heckteil des Bootes.

„Mensch, uns geht die Luft aus!“ ruft einer.

„Paddel!“ schreit Günter. „Eins ... eins ... eins!“

Jetzt haben sie das Ufer!

Günter springt als erster. Das Feind-MG schweigt, dafür orgelt der Artilleriebeschuß in den jenseitigen Stadtteil von Nouzonville.

Hat das zweite Bataillon bereits den diesseitigen Stadtteil genommen?

Es scheint so.

Günter und seine Männer werfen sich hinter eine Ufermauer. Kurze Verschnaufpause. Niemand fehlt – bis auf Trostmann. Armer Kerl.

In Abständen arbeitet sich der Zug Thann die Böschung hoch. Der Wind, vom jenseitigen Ufer kommend, trägt den Gluthauch der brennenden Stadt heran, Pulvergestank und Geruch von kohlenden Trümmern.

Jetzt haben Günters Männer den diesseits liegenden Stadtteil erreicht – eine Straße. Eine hohe Mauer neigt sich schier endlos und kracht dann zusammen. Häuser brennen. Die Flammen züngeln aus den Fensterlöchern heraus, drinnen glüht die Vernichtung in flackernder Wut.

Den keuchenden Männern rinnt der Schweiß in Strömen von den Gesichtern. Sie halten wurfbereite Handgranaten in den Händen, sie entschärfen die Waffen. In jedem Winkel kann der Feind kleben und die Angreifer mit einem Geschößhagel überraschen.

Ein knochendünnr Körper schleicht mit eingezogenem Schwanz und angstvoll gesträubtem Fell durch die Straße. Menschen sind keine zu sehen. Wie ausgestorben ist die rauchende, schwelende, flackernde Stadt.

Eine Schule. Hier drinnen hat sich der Gefechtsstand eingenistet. Stoßtrupps kommen und gehen. Melder

rennen längs der Häuserfronten. Strippenzieher pirschen sich um die Winkel und legen die Fernsprechleitungen.

Es ist inzwischen wieder dunkel geworden. Einen ganzen Tag hat man gebraucht, bevor man den Fluß bezwingen konnte. Die Verlustmeldungen treffen einzeln ein. Hier elf Mann, dort acht, bei der 2. Kompanie 24 Mann. Von den Verwundeten gar nicht zu sprechen. Der Übergang hat Opfer gekostet.

Von den Höhen links hämmert noch ein MG. Knatternd mischt sich Schützenfeuer dazwischen. Der Abend ist rot und glutheiß. Schemenhaft bewegen sich ausgespickte Stoßtrupps dem Stadtrand zu, wo sich noch immer der Gegner festkrallt. Die deutsche Artillerie ballert in die Stadt. Vorgeschobene Beobachter leiten das Feuer.

Günter führt seinen Stoßtrupp durch einen verwüsteten Garten. Sie stolpern in einen Hof hinein, wo Kisten und leere Weinfässer liegen. Dahinter führt eine breite Straße vorbei.

Der Stoßtrupp beobachtet die Straße.

Jetzt geht der Mond auf und erscheint bizarre Hausruinen, einen Hang, der sich hinter den Häusern erhebt und ein paar zerschossene Baumstrünke aufweist, die gespenstisch ihre Reste gegen den mond hellen Himmel recken.

Der Stoßtrupp bäugt den Hügel.

„Dort oben ist doch was“, meint der Soldat Heinze.

„Hinlegen!“ befiehlt Günter.

Der Stoßtrupp vereint sich mit der Erde.

Da! Auf dem Hügel bewegt sich wirklich etwas. Und mit einem Male

tackt, ohne sonderliche Eile, ein MG los. Genau sieht man das Mündungsfeuer, den kurzen bläulichen Feuerstrahl des MG-Laufes. Der Franzose hinter dem MG hält links weg – auf einen zweiten Stoßtrupp, der sich zwischen Häuserruinen eingenistet hat.

Günter ruft drei Mann zu sich. Leise bespricht er sich mit ihnen. Dann pirschen sie sich nach rechts weg, überqueren im Schlagschatten eines Hauses die mondbeschienene Straße, hasten durch einen Garten und erreichen den Fuß des Hügels.

Das MG schießt noch immer. Jetzt schweigt es. Deutlich hört Günter, wie der Feind einen neuen Munitionsgurt einlegt. Französische Laute flattern herab, ein paar Wortfetzen.

Bis zum Hügelkamm hinauf sind es höchstens dreißig Meter.

Ob die Burschen dort oben ahnen, daß sie auf verlorenem Posten stehen? Daß der Tod sich unterhalb bereits fertig macht? Die Handgranaten aus den Stiefelschäften zieht und los-schleicht?

Günter und seine drei Mann bewegen sich lautlos den Hügel hinan, gedeckt von ein paar Sträuchern.

Das Herz hämmert bis zum Hals. Die Hände umspannen die Handgranaten. Über den Büschen hört man die Stimmen der Franzosen. Und jetzt tackert die Maschinenwaffe wieder los. So hört der Feind nicht, daß es unter ihm in den Büschen raschelt und sich gleichzeitig vier Gestalten aufrichten, weit ausholen und vier Handgranaten werfen.

Hinhauen! Kopf weg! Und schon kracht es oben. Dreck regnet herab. Das MG schweigt schlagartig.

„Auf – los!“ brüllt Günter und

springt als erster zwischen den Büschen durch, die MP schußbereit.

Da sind sie schon oben. Der Mond bescheint ein paar zu Tode erschrockene Gesichter.

„A bas les armes!“ schreit Günter.

Drei Gestalten erheben sich, strecken die Arme. Vier andere liegen links und rechts des schweigenden MG. Tote.

Ein bärtiges Gesicht schaut auf, zwei opalisierende Augäpfel rollen im dunklen Gesicht. Eine heisere Stimme bittet um Pardon.

Die ersten Gefangenen. Sie stehen in einem Graben und heben die Hände hoch.

„Heinze, führ die Gefangenen zurück!“ befiehlt Günter.

Kurze Verschnaufpause.

Die drei Gefangenen schnallen ihre Koppel ab. Der Krieg ist für sie aus. Wozu das Leben noch in Gefahr bringen? Heinze schubst die drei Franzosen den Hang hinunter.

Günter springt wieder auf. „Los, weitermachen! Links weg jetzt! Aufpassen, Jungs!“

Plötzlich bleiben die drei stehen.

„Da war doch eben 'n Licht ... oder?“ fragt Günter seinen Nebemann.

„Ist mir auch so vorgekommen, Herr Leutnant.“

Sie tasten sich vorsichtig voran. Wieder taucht ein Garten auf. Dahinter baut sich eine Hausmauer auf mit einem Baum davor. Das Haus liegt auf einer Anhöhe – von dort aus muß man gut in die Stadt einsehen können.

„Weiter!“ flüstert Günter.

Da stolpert der Unteroffizier Braunsfelder über einen Ast. Zugleich ertönt ein erschrockener Ruf

aus der Erde: „Attention!“ Es ist ein französischer Posten. Er steht halb in einem Graben, er brüllt aus vollem Hals. Und dann passiert's!

Ein Schuß knallt. Etwas Schweres saust durch die Luft. Braunsfelder wirft sich neben Günter hin. Jetzt poltert die Handgranate nieder. Direkt vor die Köpfe der beiden Deutschen.

Blitzschnell rollen sich Günter und Braunsfelder zur Seite weg, weit weg, pressen die Münder auf die Erde, schließen die Augen.

Da bricht es los: Blitz und Donner! Ein Stoß. Dreck prasselt auf die Köpfe nieder.

Gewehrsschüsse knattern durch die Nacht.

Günter springt auf. Nichts geschehen? Keine Verwundung. Er tastet sich ab, ungläubig. Alles in Ordnung. Er springt in den Graben hinein, aus dem es zuckt und kracht. Auch Braunsfelder feuert das ganze Magazin leer.

Gurgelnde Schreie. Rufe. „Kameerad! Kameeerad! Pardon!“

Hinter Günter, rechts und links, sind plötzlich noch mehr Landser da. Heinze hat den Rest der Leute nachgeholt. Auch die drei gefangenen Franzosen sind mit dabei und müssen zuschauen, wie ein Graben ausgehoben wird und ein Haus. Fünfundvierzig Franzosen geben sich gefangen. Ein paar Kolonialsoldaten sind auch dabei. Am Grabenboden liegen fünf Tote.

Eine halbe Stunde später trifft Günter mit seinem Stoßtrupp wieder in der Schule ein, liefert ein Beutemsg ab und dazu dreiundvierzig Gefangene.

Der Kommandeur nickt zufrieden.

„Haut euch hin, Jungs! Schlaft jetzt.“

Sie sind müde, sie schlafen ohne Übergang. Heinze schnarcht mit offenem Mund, den Karabiner mit beiden Armen umschlungen. Braunsfelder gurgelt auch schon. Der ganze Haufen pennt. Nur Günter ist noch wach. Die Nerven vibrieren, das Bersten der Detonation ist nicht aus den Ohren zu kriegen. Im Mund klebt ein fader Geschmack.

Neun Tote! Neun gefallene Feinde! Neun getötete Menschen ...

Das Wummern der Artillerie entfernt sich. Die Sinne torkeln durcheinander. Leutnant Günter Thann schläft ebenfalls.

Acht Tage später.

Die alte Zuckerfabrik von Evergnicourt, unten, hart am Ufer der Aisne, hat nächtlichen Besuch erhalten. Leise ... leise ... nur nicht anstoßen, nichts umschmeißen! Der geringste Laut kann dem Feind verraten, was hier vorgeht!

Drüben liegt er, nur knapp dreißig Meter entfernt. Nur der Fluß, die Aisne, trennt sie, die Kämpfer. Eine Steinmauer verbirgt die Angreifer, ein dichtes Buschgefäß auf der anderen Seite den Feind.

Tagsüber war alles still geblieben.

Wie friedlich die Landschaft doch ist. Blumen blühen rot und gelb in den verlassenen Gärten und kummern sich nicht um das, worum die Menschen streiten und Blut fließen lassen. Der weiche Wind wellt die Wiesen zu beiden Seiten der Aisne. Ein Stück flußabwärts rauscht ein Wehr.

Aber die Nächte? Die sind lang und

kühl. Die Stunden schleichen dahin und scheinen kein Ende zu nehmen. Nebel dampft über dem Fluß. Ab und zu sieht man eine Gestalt auftauchen.

Vier Tage lang lauert Günters Kompanie bereits auf den Angriffs-termin. Warum kommt er nicht? Warum muß man sich hier rumdrücken? Die Männer sehen wie die Erdmännchen aus, dreckverschmiert, unraziert, in den langen Mänteln in den ausgehobenen Erdlöchern stehend, passend, beobachtend. Die Parole heißt: „Nicht rühren! Kein Laut! Nicht schießen!“

„Bomben, A... und Zwirn ...!“ flucht Heinze. „Warum können wir bloß nicht hinhalten?“

Weil es der Befehl eben verbietet! Befehl von oben! Und die werden schon wissen, warum das so ist und sein muß!

Das Warten ist hart! Das Warten ist sauer wie Essig!

Und die andere Seite?

Man hat später in der erstarrten Hand des französischen Unteroffiziers Paul Dubois, der dem Zug des Leutnants Günter Thann gegenüberlag, ein Tagebuch gefunden; ein erschütterndes Dokument, geschrieben von der Hand eines tapferen Feindes:

„Am 5. 6. 1940.

Nun sind wir schon über eine Nacht an der Aisne. Wir liegen an einem bewachsenen Ufer in einem Schützen-graben. Mir gegenüber auf der anderen Seite des Flusses die Eisenbahn, dahinter hohe weiße Felsen und oben auf dem Plateau Wohnhäuser. Vier MG haben wir in Stellung gebracht, zwei davon sind auf die Fabrik unserem Graben gegenüber eingerichtet. Eine Zuckerfabrik. Wir sehen manchmal Boches⁴⁾ herumlaufen. Aber man

muß schon gut aufpassen, um sie sehen zu können. Es ist fast eine Insel, auf der wir liegen und die wir zu einer Festung ausbauen sollen. Wir haben keine Angst vor den Boches – sie sollen nur kommen! Denen werden wir's aber dann geben! Ich beobachte weiter!“

Derselbe französische Unteroffizier schreibt am 6. 6. 1940:

„Auf der anderen Seite war reger Betrieb. Dort scheint sich was zusammenzubrauen. Drei Uhr nachts habe ich Fahrzeuggeräusche gehört. Ob die Deutschen angreifen wollen? Wir liegen jedenfalls bereit. Sie sollen nur kommen!“

Zwölf Uhr mittags:

„Wir haben die ganze Nacht geschant“, schreibt der Franzose Paul Dubois mit klarer, gut leserlicher Schrift in sein Tagebuch. „Es ist immer noch ruhig drüben. Warum greifen die Boches nicht an? Es scheint bei den Unsrigen nicht gut zu stehen. Gott schütze unser Vaterland.“

Neue Eintragung des Unteroffiziers Paul Dubois am gleichen Tag, um 14 Uhr:

„Über den Kanal, der hinter uns entlangläuft, führt keine Brücke für uns zurück. Es ist verboten, zu fliehen oder einen Befehl zum Fliehen zu geben.

Der Bataillonsstab aber kann fliehen, wenn er will; denn er liegt hinter dem Kanal. Und wir haben keine Brücke, wenn's drauf ankommen sollte, daß wir aufgeben müßten. Ich bin traurig, weil das so ist, und mir tun meine Kameraden leid. Gott schütze uns und verleihe uns Mut und Tapferkeit, wenn der Kampf beginnen sollte! Ich weiß, daß es bald losgehen wird.“

Die offizielle Gedenkausgabe zum Stiftungsjubiläum
200 Jahre Eisernes Kreuz



ZU EHREN VON FRIEDRICH WILHELM III. KOENIG VON PREUSSEN

AUSGABEPREIS

EUR 19,95



Ø 30 mm

DEUTSCHE ERSTAUSGABE
MIT FEINSILBERAUFLAGE

Vom König gestiftet

Anlässlich des 200. Jahrestages der Stiftung des Eisernen Kreuzes wurde in Zusammenarbeit mit dem Buchautor und Historiker Dr. Guntram Schulze-Wegener die Ausprägung einer Gedenkausgabe in einer streng limitierten Sammlerauflage von nur 5.000 Exemplaren beschlossen und ausgeführt.

Dem Soldaten gewidmet

Die Gedenkausgabe in der höchsten Münzqualität „Polierte Platte“ versteht sich als wertvoller Beitrag zur Dokumentation der wechselvollen Geschichte des traditionsreichsten deutschen Militärordens, der im Zeichen der Befreiungskriege von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gestiftet wurde.

Reservierungs-Zertifikat ausfüllen, abtrennen und umgehend einsenden!

Ja, bitte senden Sie mir ____ Expl. der offiziellen Gedenkausgabe zum Stiftungsjubiläum „200 Jahre Eisernes Kreuz“. Im Ausgabepreis von nur € 19,95 ist ein Vorlage-Etui und ein Echtheits-Zertifikat enthalten. Die Lieferung erfolgt portofrei gegen Rechnung und mit 14-tägigem Rückgaberecht. Ich gehe mit dieser Bestellung keine weiteren Verpflichtungen ein.

Meine Adresse:

☐ Frau

☐ Herr



Vorname, Name

Straße, Nr.

PLZ, Ort

SOLIDUS
Münzen & Medaillen

Brandtstraße 30 · D-83259 Schleching

Leutnant Günter Thann hat seine Leute Papierballen an die Fenster rücken lassen. Sie haben kleine Beobachtungslöcher reingebohrt und Schießscharten für die MG angelegt. Drüben, am anderen Ufer, ist eine Schneise, etwa zwanzig Meter breit. Auf die haben sie die MG eingerichtet.

Die Stellungen sollen nicht verraten werden. Schießverbot ist gegeben worden.

Eigenartig ist das Gefühl, wenn man kaum dreißig Meter geradeaus den Feind sieht und nicht schießen darf und warten und passen muß.

Der Soldat Heinze liegt wie ein Indianer hinter seiner Scharte. Es juckt ihm allemal in den Fingern, wenn er drüben etwas sieht. Erst vorhin ist wieder ein Franzose aufgetaucht und hat sich umgeguckt.

Die MG liegen im Abstand in der Halle hinter den Papierballen.

Da! Endlich eine Auflockerung des Zustandes! Befehl: „Feuererlaubnis! Aber nur Punktfeuer! Und nur dann schießen, wenn sich der Gegner offen zeigt!“

So liegen sie denn da wie die Luchse. Sie fiebern vor Erwartung und Erregung. Die Atmosphäre ist zum Zerreißen mit Spannung gefüllt.

Die Nacht ist vorübergeschlichen. Der Tag steigert die Spannung noch um etliches.

Als die Sonne sich dem Westen zuneigt, zuckt Heinze zusammen.

„Herr Leutnant! Dort schleichen wieder zwei Franzosen!“

„Feuererlaubnis!“ befiehlt Günter. Er hebt einen Finger, senkt ihn wieder.

Heinze zieht das Gewehr an die Backe, schaut über Kimme und Korn.

Drüben gehen zwei Franzosen sichernd über die Schneise.

Alle Augen liegen an den Gucklöchern.

Heinze visiert eine der Gestalten an. Dann krümmt er den Zeigefinger. Der Schuß kracht. Drüben wirft ein Franzose die Arme hoch und torkelt zu Boden. Der andere springt davon, verschwindet im Gebüsch.

Heinze bläst den Atem durch die Nase. Er ladet durch und schaut wieder über Kimme und Korn.

Alle sehen, daß der tote Franzose in der Schneise liegt. Kein Schuß fällt mehr. Und doch liegen überall die Zeigefinger an den Abzugsbügeln.

Da!

Der andere Franzose kehrt zurück. Geduckt rennt er in die Schneise zu seinem toten Kameraden.

Heinze setzt das Gewehr ab. Lobositzer reibt sich mit Zeigefinger und Daumen die Nase und schielt zu Leutnant Thann. Der schüttelt den Kopf. Worauf Lobositzer nickt.

Und so darf der Franzose drüben seinen toten Kameraden wegholen, ohne von den Deutschen daran gehindert zu werden.

Eintragung des Unteroffiziers Paul Dubois:

„7. 6. 1940.

Heute haben die Boches einen Mann von uns erschossen. In Evergnicourt scheint alles voller Deutscher zu sein. Warum schießt unsere Ari nicht? Warum bombardieren sie nicht das Dorf?

Wir sind mit dem Einbau unserer MG fertig. Sie sind gut getarnt und in ihrer Schußrichtung festgelegt. Der Bataillonschef kann beruhigt sein:

Wir werden unsere Pflicht tun. Wir wissen jetzt, daß die Häuser am Plateau besetzt sind, weil wir die Postenablösungen beobachtet haben. Seit heute morgen versuchen wir, die Posten durch Scharfschützen abzuschießen. Aber wir erwischen keinen. Die Boches passen gut auf und lassen sich nicht mehr sehen. Vorhin kam von einem Aufklärungsflieger die Nachricht, daß die Boches Artillerie zusammengezogen hätten. In einem Bunker, den wir von hier aus sehen können, soll der Beobachter sein.“

Am Abend des 9. Juni rückt die ganze Kompanie, die bisher auf den Höhenzügen lag, in die Zuckerfabrik ein.

Leutnant Günter Thann gibt leise Anweisungen. Seit drei Tagen ist er Kompanieführer. Der Chef ist durch Verwundung ausgefallen.

„Stoßtrupp, fertigmachen!“

Endlich geht es weiter. Endlich ist das ewige zermürende Warten vorbei.

Die Schlauchboote liegen bereit. Günter ließ sie in der Dämmerung aufpumpen und vorsichtig ans Wasser schaffen.

Wie gut, daß das Wehr so laut rauscht. Ob der Franzmann was ahnt? Oder weiß er noch immer nicht, daß ihm langsam das Messer an die Kehle gesetzt wird?

Um ein Uhr nachts schreibt der französische Unteroffizier in sein Tagebuch:

„Drüben im Dorf ist was los. Wir hören marschierende Kolonnen. Auch Lastwagengeräusche sind zu

vernehmen. Wir haben uns gefechtsbereit gemacht. Ob die Boches so nährisch sind und uns angreifen?

Ich bin sicher, daß sie Kanonen rangezogen haben. Ich habe eine Meldung an den Kommandeur gemacht. Aber es passiert nichts. Wenn wir uns nur weiter von unserer Stellung zurückziehen dürften, dann könnten wir besser in die Zuckerfabrik einschließen. Auf dem Hochplateau ist auch auffallender Betrieb ...“

Drei Uhr nachts:

„Was ist nun wieder los? Totenstille auf einmal! Wir hören nichts mehr. Sind die Boches zu feige, uns anzugreifen? Oder haben sie ihren Plan aufgegeben?

Es wird langsam hell. Ich rauche jetzt noch eine Zigarette ...“

In der Zuckerfabrik liegen die Männer auf den Papierballen und dem Verpackungsstroh. Keiner denkt an Schlaf.

Um 4.45 Uhr erfolgt ein Artillerieüberfall auf die feindlichen Stellungen. Genau zehn Minuten später soll die Kompanie mit dem Übergang über den Fluß beginnen und stürmen.

„Wie spät?“ fragt jemand.

Einer schaut auf die Uhr. „In drei Minuten kann's losgehen.“

Man nickt und wartet.

Die Zeit tickt ab.

Die meisten schauen auf die Uhren. Günter starrt auf den vorrückenden Zeiger. Noch dreißig Sekunden ... noch zwanzig ... noch zehn ... Jetzt!

Dumpfer Abschuß hinter dem Plateau. Ein Rollen wie ein Echo. In der blassen Dämmerung orgelt es. Hoch über die Köpfe hinweg. Jetzt bohren sich die Granaten drüben ein. Riesige

Dreckpilze schießen hoch. Krachend fetzt die Detonation die Stille kaputt.

Die Leitbatterie hat den Anfang gemacht. Nun erfolgt eine Kanonade, die die Erde erbeben läßt. Der Choral der schweren Geschütze läßt die Luft erzittern. Es orgelt und braust in den Lüften, es kocht und rumort, es kracht und fetzt.

Die Feuerwalze der Deutschen deckt das Hinterland ein, rollt von rückwärts auf die Feindstellung zu. Gesetzmäßig, wohlberechnet, haargenau.

Nur dreißig Meter trennen Freund und Feind. Die deutsche Ari darf keine Kurzschüsse anbringen.

Günter starrt hinüber, mit bleichem Gesicht und weit aufgerissenen Augen. Ein Bild der Hölle! Rauch und Blitze zerhämmern die Helligkeit des Morgens. Der Krieg hat das Wort! Wehe denen dort drüben!

Hinter der Fabrik, aus der Dämmerung heraus, kommt ein Infanteriegeschütz angesprescht. Es soll oben auf dem Treppenabsatz in Stellung gebracht werden.

„Anfassen, Jungs!“

Sie packen an. Im Getöse der Weltuntergangsmusik rollen sie das Geschütz auf den Treppenabsatz hinauf. Die Jungs dort, der Unteroffizier mit seinen paar Männekens, werden jetzt das Urwalddickicht hart hinter dem anderen Ufer beharken.

He, was ist das?!

Der Feind nebelt das Ufer ein! Er ahnt, was jetzt fällig wird!

„Fertigmachen!“

Sie machen sich fertig.

Über den Fluß wälzen sich weißlich graue Wolken und reizen zum Husten.

Wird da nicht geschossen? Unterhalb? Setzt die Zweite schon über?

„Auf, marsch, maaaaarsch!“

Günter denkt: Hoffentlich geht's gut. Der erste Zug wird's schon schaffen! ... Der nächste vielleicht auch! Die drüben müssen ja die Köpfe wegnehmen! Das muß man ausnützen ...

„Los!“ brüllt Günter. „Macht schneller! Die Boote!“

Unteroffizier Braunsfelder blökt auch mit: „Rin in die Kartoffeln! Rin mit euch! Lobositzer, du Armleuchter – das MG zuerst!“



Das MG fliegt ins Boot. Lobositzer hechtet ihm nach. Die andern Jungs schwingen sich rein. Die Paddel treten in Aktion. Das Boot treibt ein Stück ab, dem Wehr zu, dann schiebt es sich dem andern Ufer zu. Alles geschieht rasend schnell. Die Gehirne blitzen von Gedanken und Reflexbewegungen.

Die Artillerie schweigt schlagartig. Stille. Nur das Wehr rauscht.

Noch ein paar Meter, dann landet das erste Boot ... das zweite ... ein drittes. Vier weitere sind mitten im Fluß.

Günther Thann steht als erster am Ufer. Er braucht nicht zur Eile anzu-treiben. Jeder sputet sich. Jeden Augenblick kann der Feind mit seinem Abwehrfeuer beginnen.

Da ist es schon!

Rasend hämmern die französischen MG. Ein Boot, noch in der Hälfte des Flusses, wird zersiebt. Gestalten fallen ins Wasser, zu Tode Getroffene hechten in die Höhe, stürzen rücklings. Das Boot sinkt rasch. Zischend weicht die letzte Luft.

Sie schwimmen ans Ufer, ziehen sich aus dem Wasser.

Lobositzer springt mit dem MG vor, schmeißt sich hin. Noch zwei Gestalten knallen sich hin. Die Gurte werden eingelegt und zurechtgemacht.

Im Boot Nummer vier geht's drunter und drüber. Es säuft ab. Und die Garben der versteckten MG winseln und zischen nur so. Jemand schreit grell auf. Keiner kümmert sich darum.

Das Boot Nummer vier sinkt.

Rein ins Wasser.

Der Schütze Brettschneider versinkt wie ein Bleigewicht. Er ist vol-

ler Munitionsgurte behangen. Die ziehen nach unten.

Runter mit dem Zeug. Der Schütze Brettschneider hat die Lungen voller Luft, befreit sich von der Last, gebraucht die Arme.

Da schießt schon sein Kopf raus, und ein weit aufgesperrter Mund schnappt nach Luft.

„Hilfeeel!“ Dicht neben Brettschneider gurgelt der Ruf.

Und Brettschneider packt zu, kriegt einen Hals zu fassen, tastet rum, schlägt die Finger in nasses Haar und zieht und zieht. Bis sie das Ufer erreichen.

Und die anderen schwimmen nach, ohne Waffen, nur mit dem Feldspaten am Koppel. Ein paar tauchen nicht wieder auf und verqueren sich am Wehr, ein paar andere werden von der Wucht des Wassers hochgepreßt und segeln mit schlagenden Armen und Beinen über das Sturzwasser hinab in den kochenden Gischt, in dem der letzte Lebenswille erlischt.

Vom feindlichen Ufer knallt und blitzt es. Der Garbenregen der Geschosse liegt aber meistens zu hoch.

Günter hat sich die Anhöhe hinaufgearbeitet und schaut sich keuchend nach seinen Leuten um, sieht, daß der größte Teil der Boote an Land kommt, sieht aber das Entsetzliche am Wehr ... die Toten und die noch um ihr Leben Kämpfenden.

Verfluchter Krieg

Tack, tack, tack, hämmert es aus den Verstecken heraus. Von überall. Der Feind ist jetzt zur Besinnung gekommen und wehrt sich verbissen gegen die Angreifer.

Günter richtet sich auf, winkt.

Jemand reißt ihn nieder. Es ist der Melder, der Klausner.

„Unten bleiben, Leutnant! 's liegt genau über unserm Kopp!“

Die Garben der feindlichen MG liegen viel zu hoch. Im toten Winkel springt die Kompanie heran.

„Vorwärts, Jungs! Durchkämmen! Los!“

Die Zweige peitschen ins Gesicht. Querschläger winseln um die Köpfe. Manchmal ertönt ein Schrei.

Im Ufergebüsch hängt noch der künstliche Nebel. Aus ihm feuert es von allen Seiten. Planlos, ziellos, ein wüstes, verrücktes MG-Feuer.

„Klausner“, keucht Günter, „bis zum Kanal vor, verstanden? Alles durchkämmen!“

Der Melder taucht weg.

Das Schießen läßt nach. Jetzt rättert nur noch ein französisches MG.

Gebückt prescht Günter mit seinen Leuten weiter. Da sehen sie Weinfässer im Gras liegen, leere Flaschen. Aus einem Graben dringt Stöhnen. Ein verlassenes MG reckt den Lauf schräg zum Himmel. Ein verrenkter Fuß schaut über die Böschung, eine aufgegangene Wickelgamasche bautmelt daran. Links drüben rennen Gestalten. Deutsche? Poilus⁵⁾? Keiner weiß es. Der Nebel wogt noch immer hin und her und reizt.

Jetzt knattern Gewehrschüsse hinter dem Graben.

„Aaaah!“ schreit der Schütze Greiner auf und greift sich an die Brust.

„Toni ...!“ Heinze springt bei, fängt die zusammensinkende Gestalt.

„Toni!“ Es klingt wie ein Weinen; dann läßt Heinze den Kameraden niedersinken. Das MG in den Fäusten, den Finger am Abzug, die feuerpeiende Waffe in der Hüfte, so springt und tobt Heinze auf das Gewehrfeuer zu, bleibt breitbeinig ste-

hen, schwenkt das MG, bis es still wird am Waldrand.

Handgranaten krachen. Kurze Feuerstöße aus MP bellen. Einzelfeuer patscht von allen Seiten. Irgendwo tackert noch ein französisches MG.

Der Himmel wird hell, aber der künstliche Nebel gaukelt noch über dem Kampfgebiet. Erst als ein Luftzug heranfächelt, schiebt sich die lichtgraue Wand fort, und man sieht die Bäume, die Büsche – das Grauen des Krieges: zerfetztes Land, da und dort ein paar Tote in Granattrichtern.

Sie wissen nicht mehr zu sagen, wie sie, die Männer der Kompanie Thann, den Kanal erreicht haben. Sie wissen nur, daß sie gerannt, gestolpert sind, daß sie geschossen, warfen und fluchten, daß sie Gefangene machten und sie einfach stehenließen, weil deren Gesichter grau und verstört waren – Gesichter von Menschen, die nicht mehr kämpfen würden.

Endlich ist der scheußliche Nebel verschwunden. Der Kanal ist erreicht. Dahinter liegt eine bewachsene Böschung.

Die Kompanie sammelt sich.

Die Gruppenführer machen Meldungen.

„Schütze Artmann gefallen, Schütze Berger, Gefreiter Brandt.“

Günter Thann nickt ernsthaft und erschüttert.

„Unteroffizier Böhler gefallen ... Schütze Hochleitner ...“

Viele sind geblieben. Vierundzwanzig Mann. Ebenso viele sind verwundet.

Auch Heinze hat eine Kugel abgekriegt. Aus dem rechten Arm rinnt Blut.

„Armschuß“, sagt der Sanitäter. „Mensch, das reicht für daheim!“

„Nischt! Kommt nicht in Frage! Verbinden!“ Heinze denkt nicht daran, sich abschieben zu lassen, sich in ein Lazarett zu legen – das wär’ ja noch schöner!

Heinze bleibt.

Die Strippenzieher tauchen auf. Sie schwitzen und rennen mit den Kabelrollen am Buckel durch die Gegend.

Günter kriegt den Feldapparat unter einen Baum gestellt. Meldung an den Alten, daß man Verluste hatte, daß aber der Kanal erreicht wurde!

„Danke, Leutnant!“ heißt es am anderen Ende. „Halten Sie die Stellung.“

Neben dem Wäldchen zieht sich ein Kornfeld entlang. Hier gräbt sich die Kompanie Thann ein. Der Franzose legt jetzt Sperrfeuer auf die Uferböschung jenseits des Kanals.

Und dann! Hält man’s für möglich? Dann schießt die französische Artillerie auf die eigene Uferfestung drauflos.

Über hundert Mann Gefangene drängen sich in einem Buschwinkel zusammen und ziehen die Köpfe ein. Mit fahlen Gesichtern, aus denen noch die Angst der letzten Stunde stiert.

Wummm ... wummm ...!

Dreck spritzt hoch. Wieder und wieder. Die Franzosen rennen auseinander, verkriechen sich vor den eigenen Brocken.

Die Sonne steigt höher und kündigt einen heißen Tag. Gegen zehn Uhr hört das Artilleriefeuer auf. In der Ferne hämmert ein MG.

Günter Thann liegt in seinem Dekungsloch. Die Sonne knallt aus einem wolkenlosen Himmel herab. Die Feldflaschen wandern an den Mund.

Warten, warten, warten.

Leutnant Lohmeier robbt heran, wälzt sich in Günters Loch, bleibt auf dem Rücken liegen und fischt eine Zigarettenschachtel aus der Brusttasche. Er brennt gleich zwei Glimmstengel an, einen davon gibt er Günter.

Lohmeier grinst in das andere Gesicht: „Hätten wir uns am Bahnsteig zwo in Berlin nicht träumen lassen, daß es so lausig dreckig gehen kann.“

„Aber wir haben sie rausgeschmissen, Walter.“ Günter saugt genußvoll an seiner Zigarette. „Nicht überall ist der Franzmann so hart wie hier. Ich muß schon sagen: tapfere Burschen!“

Lohmeier klemmt die Zigarette zwischen die Lippen und greift noch einmal in die Tasche, holt ein abgegriffenes Notizbuch hervor und blättert darin.

„Was ist das?“ fragt Günter.

„Hab’ ich einem gefallenen Korporal abgenommen. In Tagebuch, wie ich feststellte. Schade, daß ich nicht Französisch kann. Aber du, was?“

Günter langt nach dem Notizbuch.

Es sind die Aufzeichnungen des französischen Unteroffiziers Paul Dubois.

„Was schreibt er?“ will Lohmeier wissen.

Günter liest ein paar Stellen aus den Notizen vor.

Die Sonne schickt glühende Pfeile in das Kornfeld. Die Luft wabert vor Hitze. Lohmeier hat die Augen zugemacht und hört das nicht mehr, was Günter mit monotoner Stimme vorliest.

„... und wenn ich fallen sollte“, liest er den Schluß, „dann bitte ich den Finder dieses Buches, es meiner Frau zu schicken. Hier die Adres-

se: Madeleine Dubois, Av. George 5, Reims.“

Das Feldtelefon rasselt.

Leutnant Lohmeier schreckt hoch und schaut sich verdattert um.

„Ausgepennt?“ grinst Günter und nimmt den Hörer ans Ohr, meldet sich: „Hier ‚Steinmarder‘. Thann am Apparat.“

Der Kommandeur spricht:

„Thann, suchen Sie Ihre besten Leute zusammen und stellen Sie einen Spähtrupp auf, der über den Kanal geht. Wir müssen wissen, was drüben los ist. Warten Sie noch bis zum Einbruch der Dunkelheit und machen Sie mir Meldung, wenn der Spähtrupp abgeht.“

„Jawohl, Herr Major.“

Lohmeier spuckt den Zigarettenstummel aus. „Was gibt’s?“

„Erkundungsgang über den Kanal. Wir müssen wissen, was drüben los ist. Willst du rübergehen?“

„Befehl oder Anliegen?“ grinst Lohmeier.

„ne Frage. Sonst geh’ nämlich ich.“

„Du bist Kompanieführer, du bleibst hier! Ich werde lostippeln.“

„Nimm dir die Besten, die du hast, Walter.“

„Wann ist’s gefällig?“

„Nach Einbruch der Dunkelheit. Wenn’s brenzlig werden sollte, schießt du rote Leuchtsignale. Bei „grün“ kommen wir nach. Halte einen Melder bereit, der uns nachholt.“

Sie reichen sich die Hände.

„Ah ... was steht in dem Notizbuch drin?“ fragt Lohmeier.

„Gedanken eines Franzosen. Wenn alle so wären, wie dieser Paul Dubois, hätten wir’s nicht so leicht mit Frankreich.“

Lohmeier verschwindet im Kornfeld. Aus dem Nachbarloch schaut ein struppiges Gesicht. Heinze ist es.

„Herr Leutnant!“

„Was ist, Heinze?“

„Ham Se nich een Bier zu verkoofen, ’n Fläschchen Export tät jenenen!“

„Nuckel an der Feldflasche, Heinze, und stell dir vor, es wär ’ne frische Berliner Molle oder ’n Dortmunder Export.“

„Prost, Herr Leutnant!“ Heinze hebt die Feldflasche und trinkt.

Die Grillen zirpen im Kornfeld, als wäre gar kein Krieg. Ein heißer Wind wiegt die Halme, die in diesem Jahr kein Brot werden lassen.

Eine Kompanie rastet und erwartet den Abend.

Mit dem Abend ist ein Gewitter heraufgezogen. Es schiebt sich von Nordwesten her über das dunkel werdende Land. Noch steht die Luft still und birgt die Hitze des erloschenen Tages, noch schläft die Bestie Krieg.

Am Rand des Kornfeldes ertönen leise Stimmen.

„Jockel, du gehst mit ... der Hammer auch ... dann der Baldur. Wo ist der Baldur?“

„Pennt.“

„Aufwecken!“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

Der Baldur, ein Gefreiter aus München, ein Urvieh, wie es nur die Phantasie Ludwig Ganghofers schildern kann – dieser Baldur Scharnagl, kurz „Baldi“ genannt, pennt mit offenem Mund in seinem Schützenloch.

„Baldi, wach auf, mein Liebling!“

„Am Orsch leckst mi“, grunzt der

Baldi und läßt den Kopf auf die andere Schulter sinken.

„Baldi, der Franzose kommt!“ ruft Jockel.

Da fährt der Baldi hoch und ist wach.

„Zum Leutnant sollst kommen“, grinst der Jockel.

Der Baldi grunzt etwas, stemmt sich aber in die Höhe, krabbelt aus seinem Loch und gähnt zu Leutnant Lohmeier hin, um den herum schon einige Gestalten sitzen und Instruktionen über das bevorstehende Unternehmen empfangen.

„Also“, sagt Lohmeier, „wir schwimmen durch den Kanal, und zwar leise wie die Bisamratten. Dann pirschen wir uns vor und beluchsen die Gegend. Mitgenommen werden nur die MP und die Leuchtpistole. Alles andere bleibt zurück ... Aha, der Baldi ist ja auch schon da. Servus, grüß Gott, ausgeschlafen?“

Baldi nickt und geht in die Hocke, hört die letzten Anweisungen mit an und wird endlich völlig wach.

Mitgehen werden insgesamt sieben Mann. Leutnant Lohmeier führt den Spähtrupp.

Der Himmel hat eine schwarze, drohende Färbung angenommen. Das Licht wird bläulich. Die Hitze steht still und drückt auf die Lungen.

Im Kornfeld scheppert etwas. Die Essenträger sind rangekommen. Es gibt Erbsensuppe und einen Kanten Brot dazu, heißen Kaffee, und in einem Henkelkorb hat ein Essenträger Zigaretten mitgebracht.

Das Schmausen findet im Kornfeld statt. Gerade als der Baldi den Kaffee zu schlürfen beginnt, zuckt ein Blitz nieder – und fast unmittelbar danach kracht es.

„Himmelsakrament!“ brummt der Baldi und guckt schief zum Himmel auf.

Und dann funkt und kracht es in einem Tempo, daß einem Hören und Sehen vergehen könnte. Ohne Regen. Der kommt erst nach. Und wie er kommt! Sturzartig, so schnell, daß kaum noch Zeit bleibt, den Kanten Brot wegzustecken und die Zeltbahnen überzuziehen.

Die sieben Mann unter der Führung Leutnant Lohmeiers machen sich für den Aufbruch fertig.

Im Nu ist es zappenduster. Die Blitze aber sorgen für genügend Beleuchtung.

Geht in Ordnung, denkt Lohmeier, als er seinen Leuten winkt. Wenn die Beleuchtung so bleibt, finden wir um so besser rüber.

„Maaarrsch“, sagt er laut, und die sieben Mann verschwinden in Richtung des Kanals.

„Spähtrupp ‚Sternschnuppe‘ unterwegs“, meldet der Nachrichtensoldat an den Kompanieführer.

„Danke!“ sagt Günter und gibt ein paar Augenblicke später an den Kommandeur durch, daß „Sternschnuppe“ eben abgegangen sei, um 20.15 Uhr.

Der Regen prasselt in den Wald. Das Wasser strömt warm und angenehm über die angespannten Gesichter des Spähtrupps „Sternschnuppe“. Kein Wort wird gesprochen. Voraus geht Lohmeier. Die Blitze geistern durch das Dunkel und lassen die nassen Baumstämme schimmern.

Die Gestalten bewegen sich in einer Reihe voran. Baldi tapst hinter dem Schützen Emil Dufter her. Emil macht seinem Namen alle Ehre – was „Duften“ anbelangt.

„Du Saubär, du stinkiger!“ schimpft plötzlich Baldi und gibt dem Emil Dufter einen Stoß ins Kreuz. „Schmeiß den toten Vogel weg, den du in der Tasche schleppst, du Saubär!“

Sie tasten sich weiter. Das Blitzen läßt nach. Dafür rauscht der Regen um so stärker.

Jetzt haben sie den Waldrand erreicht. Der Kanal, unsichtbar und nur durch das Zischen des aufs Wasser niederfallenden Regens zu ahnen, versperrt den Weg nach drüben.

Was liegt drüben? Was liegt hinter der Böschung? Der Karte nach harmloses Land. In Wirklichkeit kann es dort drüben aber Überraschungen geben. Truppenansammlungen, MG-Nester, Gott weiß was noch. Um das zu erkunden, ist der Spähtrupp ausgeschiedet worden.

Leutnant Lohmeier bleibt stehen. Der Hintermann rennt auf ihn auf – alle rempeln sich an. Das Ganze steht im Dunkeln und horcht.

„’s Wasser wird ja warm sein“, meint der Baldi.

„Deine Mauken können getrost mal gebadet werden“, grunzt der Jokkel.

„Psst!“ zischelt es aus dem Dunkel von vorne, wo Lohmeier die MP vom Hals abhängt, dann in seine Hand nimmt, sie hochhält und entschlossen in den Kanal steigt.

Mit der Taschenlampe zwischen den Zähnen, die MP hoch erhoben, schwimmt Lohmeier die zehn oder fünfzehn Meter hinüber. Ihm nach die anderen mit hoch erhobenen Klammotten, um diese vor der Nässe zu schützen.

Minuten später steht die triefende Schar am anderen Ufer.

Leise Befehle von Lohmeier. Im Gänsemarsch, lautlos wie Katzen, klimmt der Spähtrupp die Böschung hinan. Oben angekommen, lauschen sie mit vorgeschobenen Hälsen.

Nichts ist zu hören als das Rauschen des Regens. Es ist, als ob die Nacht sich in Wasser auflösen würde. Aber der Regen ist warm, die Luft ist warm, es macht den Männern nichts aus, daß sie bis auf die Haut naß sind.

Sie haben sich freiwillig zu diesem Gang gemeldet. Angefangen von Lohmeier, dem jungen Leutnant aus Berlin, der das Leben leicht nimmt und den hübschen Mädchen nie abgeneigt ist, bis zum letzten Schützen, dem jüngsten – dem Jockel. Der Jokkel stammt aus Stuttgart und ist von Beruf Schreiner. Mit dem Baldi versteht er sich am besten, weil der Baldi aus München ist – und München liegt ja nicht allzu weit von Stuttgart weg. Dann ist noch Hammer mitgegangen, der Frankfurter Goldschmiedegeselle, der gerne an jedem Juweliergeschäft stehenbleibt und sich ganz hervorragend in Schmucksachen auskennt, und dann käme noch der Wimmer dran. Wimmer hat schon den Polenfeldzug mitgemacht und ist vor drei Wochen zum Gefreiten befördert worden. Auch die beiden Schäfer-Brüder – Schäfer eins und zwo, Zwillinge, einander so ähnlich wie ein Ei dem andern, sind mit von der Partie, stellen eine gute Auswahl dar und haben schon etliche Stoßtruppunternehmen mitgemacht. Der Emil Dufter ist ja schon beschrieben worden. Es ist bekannt, was er am besten leisten kann: das Duften.

Der Böschungsdamm ist an dieser Stelle nicht vom Feind besetzt.

Man sieht kaum drei Meter weit.

GRATIS FÜR SIE

Deutscher Flakpanzer IV Wirbelwind

Normandie 1944



**FORCES
OF
VALOR**

- Absolut detailgetreu
- Bewegliche Panzerketten, Panzertürme, Räder und Kanonenläufe
- Luken und Einstiege zum Öffnen

Als Dankeschön für ein Abonnement **DER LANDSER** oder **DER LANDSER**-Großband erhalten Sie diesen Flakpanzer IV Wirbelwind gratis. Das aus Metallspritzguss gefertigte Sammlerstück ist ein maßstabgetreues Militärmodell (1:32) aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges.

Abonnement-Gutschein

Coupon bitte ausschneiden und senden an: Güll GmbH, Leserservice **DER LANDSER**, Heuriedweg 19, 88131 Lindau, Fax 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.)

Ja, ich nehme Ihr Angebot an und abonniere zunächst für ein Jahr

(Gewünschtes bitte ankreuzen)

☐ **DER LANDSER** (52 Ausgaben) zum folgenden Preis:

Deutschland € 114,40/Österreich € 127,40

☐ **DER LANDSER**-Großband (26 Ausgaben) zum folgenden

Preis: Deutschland € 68,90/Österreich € 76,70

Alle Preise sind inkl. Porto und Versandkosten. Nach Ablauf eines Jahres kann ich das Abo jederzeit kündigen.

Als Dankeschön erhalte ich das originalgetreue Militärmodell **Flakpanzer IV Wirbelwind (42)**.

Bitte senden an:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Gewünschte Zahlungsweise (bitte ankreuzen):

☐ **Einen Monat kostenlos bei Bankeinzug**

Ich wünsche (bitte ankreuzen):

☐ halbjährliche Zahlung ☐ jährliche Zahlung

Konto-Nr.

BLZ

Bankinstitut

Unterschrift/Kontoinhaber

Datum

Ich bin damit einverstanden, dass die Bauer Media Group mich bis auf Widerruf per Telefon und E-Mail über interessante Angebote zu Medienprodukten informiert.

☐ Ja, mit meiner vorstehenden Erklärung verpflichte ich die Bauer Media Group auf die Einhaltung der Grenzen dieser Zustimmung und auf den Datenschutz.

Die Bestellung kann innerhalb von 2 Wochen ohne Angabe von Gründen bei Güll GmbH, Heuriedweg 19, 88131 Lindau/B., schriftlich widerrufen werden.

☐ **per Rechnung** (nur jährliche Zahlung möglich)

AG MANNHEIM, HRB 708526; Abonnementvertrieb: Presseservice Güll GmbH, Ernst G. Wallaschek, Heuriedweg 19, 88131 Lindau, B.

Der Regen rauscht mit unverminderter Heftigkeit vom rabenschwarzen Himmel. Wetterleuchten in der Ferne erhellt die Gegend in unbestimmbaren Zeitabständen.

Der Boden neigt sich leicht. Unhörbar bewegt sich der Spähtrupp voran. Von Zeit zu Zeit erfolgt von vorne die leise Frage: „Alles dran?“

„Alles dran?“

„Alles dran?“

Bis der letzte Mann, der Jockel, zurückflüstert: „Alles dran!“

Die Klamotten kleben am Leib und dünsten die Haut. In den Turnschuhen, die man für dieses Unternehmen angezogen hat, quatscht das Wasser und zischt aus den Schnürlöchern heraus.

Plötzlich bleibt der lautlos sich dahinwindende Lindwurm stehen.

Lohmeier horcht.

Hinter ihm flüstert jemand: „Ist das nicht 'n Motor, der da rattert, Herr Leutnant?“

„Scheint so“, flüstert Lohmeier zurück.

Sie warten und horchen. Sie informieren sich nach den Geräuschen. Geradeaus muß etwas los sein. Motorenlärm dringt dumpf ans Ohr.

Plötzlich läßt der Regenguß nach. Und jetzt, in der eintretenden Stille, hört man noch genauer, daß geradeaus reger Betrieb herrscht.

„'s Mondlicht wird glei kemma“, läßt sich der Baldi aus dem Dunkel vernehmen. „Wart'n ma a weng, Herrschaften, nachher seh'n ma ganz genau, was los is.“

Tatsächlich schieben sich die Regenwolken davon, und der Himmel lockert sich auf, mondbeschienene Wolkenränder qualmen durcheinander, ziehen aber ab.

Ein paar Minuten später bricht der Mond durch die letzten Wolken, und das Land wird mit einem klaren bläulichen Licht übergossen.

Lohmeier steht mit seinem Trupp auf einer Lichtung. Man kann schlecht sehen, wie weit sie reicht, aber im Osten, wo der Mond hängt, heben sich die Silhouetten von Bäumen vom Himmel ab. Ein Wald muß es sein.

Das Motorengeräusch klingt jetzt ganz nahe.

Lohmeier nimmt die MP in die Hand und tastet nach den Handgranaten im Koppel.

Auch die andern tun das. Sie ducken sich nieder, sie lauern dem Geräusch entgegen.

Lohmeier winkt ein paarmal mit der Hand. Die Männer verteilen sich, verschwinden spurlos im Boden.

In diesem Augenblick ertönt rechts geradeaus ein Prasseln und Knacken und Brummen, als schöbe sich ein Elefant durch den Wald. Bäume krachen, Äste splintern und zerknacken. Ein schwarzer Koloß taucht aus dem Wald auf.

„Panzer!“ flüstert jemand. Dann reckt sich ein Kopf aus dem Gras, verschwindet wieder.

„Da stecken noch mehr von den Biestern im Wald“, meint Hammer.

Das schwarze Ungetüm schiebt sich aus dem Wald, rollt auf die Lichtung zu, stoppt dann aber. Man hört Stimmen, dann das Schalten von Gängen. Der Motor brüllt wieder auf. Der Panzer macht kehrt, rollt an der Lichtung vorüber und verschwindet nach links hinter Büschen und Stauden.

„Das war kein Panzer“, stellt Lohmeier zu dem neben ihm liegenden

Schäfer I fest, „sondern ein Panzerspähwagen.“

„Ein Panzerspähwagen, jawohl – stimmt“, meint Schäfer I.

„Hammer!“ flüstert Lohmeier zurück.

„Herr Leutnant?“

„Herkommen!“

Hammer robbt heran, schiebt sich neben Lohmeier.

„Geh zurück und mache Meldung, daß Panzerspähwagen auf dem Plan sind. Du brauchst nicht zurückzukommen. Wir machen jetzt geradeaus weiter.“

„Viel Spaß, Herr Leutnant.“

Hammer kriecht zurück. Es raschelt noch einmal im kniehohen Gras, dann wird es still. Nur links im Wald brummt noch das feindliche Fahrzeug. Dann verstummt auch dieses Geräusch.

Die Stille und die mondhelle Nacht stehen wie eine Kuppel über den Menschen.

„Ich gehe mit Wimmer vor“, flüstert Lohmeier. „Wenn ich den Kauzruf gebe, kommt ihr nach.“

Die beiden erreichen den Waldrand, ohne daß sich etwas Verdächtiges zeigt.

Der Ruf des Kauzes ertönt. Es raschelt, und die übrigen Landser kommen herangeoglitten.

„Abstände halten!“ befiehlt Lohmeier. „Wir kämten den Wald durch.“

Der Wald lichtet sich nach etwa hundert Metern. Der Boden ist angestiegen. Auf einmal steht der Stoßtrupp auf einer Anhöhe. Eine Grashalde breitet sich im Mondlicht aus, die bis zu einer weiteren Anhöhe hinüberreicht.

In weiten Abständen pirscht sich

der Spähtrupp weiter. Plötzlich fällt Lohmeier in eine Grube. Sie ist nicht tief, reicht nur bis zur Brust. Bei genauerem Hinschauen stellt Lohmeier fest, daß er in einen Schützengraben gefallen ist, in einen leeren. Im weiteren Umkreis, so zeigt die Untersuchung des Geländes, sind noch mehr verlassene Stellungen. Lohmeier zeichnet sie in die Karte ein.

Weiter geht es.

Sie klimmen den Hang hinauf und schauen von oben in ein Tal hinunter. Am Fuße des Hanges zieht sich eine Straße entlang, weiß und wie ein breites Band schimmernd. Hinter der Straße fängt bebautes Land an. Ein Feld, ein Sturzacker, eine Weide, und dann erhebt sich ein Berg, der den Hügel überragt, auf dem Lohmeier steht.

„Jungs“, sagt Lohmeier zu seinen aufrückenden Männern, „das ist der Berg, von dem aus wir heute beharkt worden sind. Dort steht todsicher die Ari.“

Die Männer nicken zustimmend. Auch sie sind sicher, daß dort drüben die französische Artillerie ihren Standort hat.

Unterhalb des Hügels, auf der Straße, rührt sich nichts. Das Land scheint zu schlafen. Links kauert ein Dorf unter dem Mondlicht; man sieht die dunklen Punkte der Häuser. Die Dächer schimmern im Mondlicht.

Wo liegt der Feind? Wohin hat er sich zurückgezogen? Liegt er dort links in dem Dorf?

Lohmeier beschließt, noch ein Stück weiterzugehen, links weg, denn es ist nicht ratsam, die Hügelkuppe zu überschreiten.

In Reihe und in großen Abständen kriechen sie durch das hohe Gras. Ih-

re Herzen klopfen hart. Der Schweiß rinnt in Strömen. Die Klamotten sind heiß und kleben am Leib.

Eine Viertelstunde brauchen die Männer, bis sie über den Hang hinuntergerobbt sind. Unten stellen sie fest, daß sich vor der Straße ein kleiner Wasserlauf hinzieht, den sie überqueren müssen. Gottlob ist das Wasser in einer Mauer eingefäßt und schmal. Eine Leiter findet sich auch, die der Feind liegengelassen hat. Wimmer schiebt sie mit Schäfer I über den Wasserlauf.

Wimmer kriecht als erster über die Leiter, die als „Behelfsbrücke“ dienen muß. Plötzlich ein Klatsch – ein unterdrücktes Fluchen. Wimmer ist zwischen den Sprossen durchgerutscht und hängt mit den Beinen im Wasser.

Schäfer I hilft dem nassen Wimmer wieder hoch, der vor Wut ununterbrochen leise flucht. Schäfer I beruhigt ihn. Weiter klettern sie und sind als erste drüben.

Längs der Landstraße stehen Bäume. Unter dem ersten sammelt sich der Spähtrupp nach der Wasserüberquerung.

Leutnant Lohmeier zeigt auf eine dunkle Silhouette, die etwas weiter zurück auf dem Feld unter einem Baum steht: ein LKW.

Lohmeier flüstert leise: „Ich krieche mit Schäfer zwei voran. Ihr entsichert eure Waffen und gebt uns notfalls Feuerschutz. Aber Vorsicht! Nicht aus Übereifer losknallen. Wir können unsere Spähtruppaufgabe nur lösen, wenn wir uns nicht vorzeitig verraten! – Auf geht’s, Schäfer, mir nach!“

Sie kriechen behend los, leise wie Indianer. Bald sind sie an dem LKW

angelangt. Niemand steht in dessen Nähe – keine Bewegung ist zu sehen.

Was soll nun weiter geschehen? Hat der Franzose dieses Fahrzeug stehenlassen, weil es nicht mehr fahrbereit ist? Oder steckt gar das Gelände noch voll Franzosen, die jeden Augenblick auf die Deutschen losknallen?

Alles ist denkbar – nur das nicht: daß die Franzosen schlafen! Aber so ist es. Das Undenkbare ist Tatsache. Schäfer II flüstert plötzlich zum Leutnant:

„Pst ... Herr Leutnant ... ich höre etwas ... da schnarcht einer ... da drüben ... hinter dem LKW.“

„Mensch – tatsächlich! Na, so was! Sind die Franzmänner so kriegsmüde, daß sie noch schlafen können?“

„Was machen wir nun?“

„Schäfer, krieche äußerst vorsichtig zurück und hol die Männer ganz leise ran!“

Schon kriecht Schäfer II zurück und ist Sekunden darauf mit den anderen zurück.

Lohmeier verteilt die Männer rechts und links. Sie gehen in Stellung und legen die Waffen an. Richtung? Das Schnarchen.

Währenddessen schimpft hinten Baldi, der Urbajuware, im unterdrückten Flüsterton: „Faul’s Volk, verschlafenes! So woll’n die oanen Krieg g’winn!“

Lohmeier ist inzwischen am Ziel angekommen. Da liegt doch wahrhaftig ein Franzose auf seiner Decke und schnarcht in die Nacht hinein, als läge er daheim in den Federn und als wüßte er nichts vom Krieg.

Der Leutnant gibt Schäfer II ein Zeichen. Der setzt dem Schlafenden die MP auf die Brust. Und Lohmeier



nimmt sein Halstuch ab und stopft es in den offenen Mund des Franzosen.

Der erschrickt, wacht auf, will sich hochreißen, kriegt von Lohmeier einen Schlag gegen das Kinn, spürt die MP auf der Brust, lockert sich, erhebt die Arme und jault unter dem Mundstopfen.

Lohmeier lockert den Stopfen und bedeutet dem Franzosen, daß er still sein muß, wenn er nicht auf der Stelle ...

Der Franzose nickt und flüstert leise: „Monsieur Lieutenant, ich bin Elsässer, Jean Gabin ist mein Name. Ich ergebe mich.“

„Sie brauchen sich gar nicht mehr zu ergeben, Monsieur Gabin. Sie sind längst ergeben. Antworten Sie mir auf meine Fragen und geben Sie keinen anderen Laut von sich. Sie wissen Bescheid!“

„Oui, Monsieur, ich weiß Bescheid“, flüstert Gabin leise zurück.

„Sind Sie allein oder nicht?“

„No, Monsieur, meine Kompanie liegt hier auf dem Feld.“

„Wo sind die Wachen aufgestellt?“

„Die Wachen liegen unten an der Straße.“

„Hier oben sind keine Wachen aufgestellt?“

„No, Monsieur, hier oben nicht.“

„Wieviel Franzosen sind hier oben?“

„Die ganze Kompanie, Monsieur.“

„Ach du grüne Neune“, entfährt es dem Leutnant.

Lohmeier richtet sich auf und überlegt. Was ist zu tun? Zurückgehen und nur eine Meldung machen? Oder zupacken und versuchen, die Franzosen als Gefangene zu stellen? Die Aufgabe lautet aber lediglich: Spähtrupp auf Erkundung. Nicht aber: Heldenmut zeigen und eigenen Kleinkrieg spielen.

Wird aber nicht andererseits verlangt, daß der deutsche Soldat sich der Lage entsprechend zeigen und handeln soll?

Lohmeier schwankt zwischen seinen Erwägungen hin und her. Da kommt ihm der Gedanke, sich des Elsässers zu bedienen. Lohmeier winkt die Männer heran, die wenige

Meter hinter ihm liegen und gespannt zu ihm und dem unsanft Geweckten schauen.

Schäfer II muß bei dem noch immer liegenden Jean Gabin bleiben. Lohmeier weilt inzwischen bei den anderen Männern in seinen Plan ein.

„Paßt auf, Leute! Wenn die Franzosen hier an der Front so gemütsch sind, daß sie angesichts der verhaßten Boches sogar schlafen können, dann wollen wir diese Gelegenheit nutzen. Jockei und Baldi – ihr beiden geht nach links etwa fünfzig Meter, bezieht Stellung und richtet eure MP über das Feld weg, in dem hier – seht in diese Richtung“, er zeigt mit der Hand über das mondbeschienene Land – „die Franzosen liegen und selig schlafen. Schäfer eins und Schäfer zwei robben nach rechts bis zu dem Baum da drüben. Erkennt? Also. Wimmer und Dufter bleiben bei mir hier. Jetzt geht’s weiter! Ich schieße grünes Leuchtzeichen. Dann weiß die Kompanie, was los ist. Anschließend schieße ich sofort wieder ‚weiß‘, damit ihr Schußfeld habt. Darauf schießt ihr aus allen euren Rohren. Wenn das Leuchtzeichen aus ist, lasse ich den Elsässer, der da drüben liegt, seine heldenhaften Mitkämpfer zur Übergabe auffordern. Ist das klar? Wenn alles schiefeht, müssen wir auf dem gleichen Weg wieder zurück. Es darf aber nicht schiefehen, Männer! Wir wollen die Franzosen als Gefangene haben, verstanden?“

Leutnant Lohmeier hat seinen Plan im Flüsterton bekanntgegeben. Die Männer flüstern ebenso leise ihr „Verstanden!“ zurück. Dann kriechen sie still in die angegebenen Stel-

lungen. Schäfer II wird von Wimmer abgelöst.

Lohmeier erklärt dem Elsässer Jean Gabin, was er zu tun habe. Der zittert wie Espenlaub und kann kaum noch sein „Oui, Monsieur!“ rauskriegen.

Der Leutnant lädt die Leuchtpistole, schaut noch einmal über das mondhelle Gelände, gibt ein Handzeichen und schießt sofort Leuchtzeichen grün. Blitzschnell lädt er wieder und schießt jetzt senkrecht Leuchtzeichen weiß. Das Magnesiumlicht erhellt das Feld.

Die Franzosen sind wach geworden. Rufe gellen über das Feld. Menschen springen auf. Aber schon liegen sie wieder auf der Erde.

Denn von rechts und links fegen die Garben aus den MP über das Feld hinweg. Noch eine. Noch eine. Es knallt aus allen Rohren.

Die Franzosen schreien. Sie kriechen auf der Erde lang. Wissen nicht, wohin. Wissen nicht, was los ist. Wo steht der Deutsche? Wo sind die eigenen? Das Chaos hat sie erfaßt, überwältigt.

Lohmeier stößt den Elsässer an. Der schreit mit zitternder, aber gelender lauter Stimme:

„Ergebt euch! – Werft die Waffen weg!“

Er ruft seinen Kameraden zu, daß sie von den Deutschen umzingelt seien, es nütze nichts mehr, sie sollten sich ergeben, aufstehen, die Hände hochnehmen.

Und schon erheben sich zaghaft die ersten Gestalten. Ihre Silhouetten mit den erhobenen Händen zeichnen sich klar gegen den Nachthimmel ab.

Links drüben springt Baldi auf, rast hinter den Franzosen her, die

glauben, sich nach rückwärts verduften zu können. Baldi flucht urbajuwärisch und laut und fürchterlich. Die Franzosen verstehen zwar kein Wort, aber sie verkennen nicht die Bedeutung dessen, was ihnen da zugebrüllt wird. Immer mehr erheben sich von der dunklen Erde und werfen die Waffen weg. Schäfer I und II sind ebenfalls aufgesprungen. Lohmeier steht mit dem Elsässer zusammen und beide brüllen ihr: „Ergebt euch! Waffen wegschmeißen! Herkommen!“

Wimmer und Dufter schießen fleißig weiter über die Köpfe der Franzosen hinweg. Lohmeier schießt wieder Leuchtzeichen grün.

Doch der Kompanieführer, Leutnant Günter Thann, hat längst gehandelt. Seine Männer sind über den kleinen Kanal gegangen. Gruppen sind auf der Straße nach links und rechts entlangestoßen. Sie haben die Wachen entwaffnet, die, von dem Schießen mitten in der Ruhestellung ihrer Kompanie erschreckt und völlig durcheinandergeraten, sich schußlos ergaben.

Dufter reißt ein umgefallenes MG an sich, springt auf, schwenkt die Waffe in der Hüfte und berauscht sich an dem Gebrüll:

„Pas des mots! Pas des mots!“

Noch wimmelt alles durcheinander. Von drüben ertönt Baldis kerniges Fluchen. „Kreuzsakra! Volk, verschloafenes! Auf Vordermann, sag i, auf Vordermann! Die Prätzen hoch! Dalli, dalli!“

Hinter dem Berg blitzt der Himmel auf. Die französische Artillerie beginnt zu schießen. Hoch über das Dorf hinweg orgeln die Brocken und schlagen irgendwo am Aisneufer ein.

Noch scheinen die Franzosen den Bluff nicht durchschaut zu haben. Die Verwirrung lähmt die Geister, Fahle, erschreckte Gesichter starren umher, französische Rufe vermischen sich mit deutschen Flüchen.

Von drüben nähert sich Geklapper. Gestalten huschen den Hang herunter, springen in den Kanal, waten durch das brackige, lauwarne Wasser, hangeln sich am Ufer hoch.

Die Kompanie Thann ist nachgerückt.

Die französische Artillerie schießt stur Störfeuer auf die Ufer der Aisne. Weiß denn keiner, was hier los ist? Ist der Feind bereits geschlagen?

„Leutnant Lohmeier, meinen besten Dank für Ihren schneidigen Einsatz.“

„Bitte sehr, Herr Leutnant“, lautet die grinsende Antwort.

„Sie werden für das EK I vorgeschlagen, Leutnant Lohmeier.“

„Nischt dagegen, Herr Leutnant.“

Der Baldi will die Gestalten zählen, die auf dem Felde antreten.

„Dreiundfuffzg ... fünfundfuffzg ... Herrschaften, so viele, so viele!“ grunzt er, als er die Zahl hundertelf erreicht.

Hundertelf Mann und zwei Offiziere. Hundertdreizehn Mann gegen sieben!

Der französische Unteroffizier Paul Dubois hätte wohl in sein Tagebuch geschrieben:

„... unser Heldentum hat aufgehört, wir sind eine geschlagene Armee. Ich traure um meine Heimat, die verloren ist ...“

Spährtrupp Lohmeier konnte in dieser Nacht noch nicht ans Schlafen denken. Der Bataillonskommandeur rief nach Lohmeier und drückte je-

dem die Hand. Leutnant Walter Lohmeier bekam das EK I⁶⁾ angekündigt, die andern das EK II.

Sie verkrochen sich im Morgenrauen in einer Scheune, der Wimmer, der Jockel, die beiden Schäfer I und II, der Baldi und der Emil Dufter.

Der Emil Dufter hatte sich neben dem Baldi zusammengerollt.

Und dann, kaum, daß sie im Stroh lagen, hatte der Baldi sich noch einmal aufgerichtet und nach seiner Nase gegriffen.

„Du Saubär, du stinkiger“, hatte er gerufen, „benimm dich endlich, du Saubär!“

Der Emil Dufter grinste im Halbschlaf nur scheinheilig und erwiderte nichts.

Die Kompanie Thann marschiert weiter, sie singt und flucht, wie es gerade kommt. Von der Aisne weg ist sie abgeschwenkt und scharmützelt sich in Richtung Reims weiter.

Reims.

Die Kompanie braucht Ruhe. Seit Tagen ist sie auf den Beinen gewesen, seit Tagen ist sie marschiert, ist ausgeschwärmt, hat geschossen und ist gesprungen.

Der Krieg scheint gewonnen zu sein. Guderian⁷⁾ braust mit seinen Panzern nach Südosten vor. Der Franzose macht flinke Beine. Kommt er aber zum Stehen, dann wehrt er sich und zeigt ein Heldentum, das weitaus besser ist als das der verschlafenen Kompanie hinter dem Aisne-Kanal.

Im Augenblick aber hat die Kompanie Thann Ruhe. In einem Dorf vor Reims hat sie sich eingenistet.

Günter und Walter Lohmeier haben in einem Bauernhof Quartier bezogen. Hier ist auch der Kompaniestab untergebracht.

Die Kompaniezüge reinigen die Waffen. Die Klamotten bedürfen einer Überholung, der Magenfahrplan ist auch nicht unwichtig, deshalb qualmt in einer Wagenremise die Feldküche.

Der Hühnerbestand des Hofes ist merklich dezimiert worden. Nur noch ein paar zu Tode erschrockene Puten irren im freien Feld herum und sind nur mit Mühe und Not dem Kochtopf der Eroberer entgangen.

Ab und zu schnurrt ein Kradmelder ran. Die Strippenzieher legen die Leitung. Alles deutet darauf hin, daß die Kompanie hier liegenbleiben soll.

In der großen Bauernstube liegt auf einem Tisch die Generalstabskarte. Auf den Fensterbrettern stehen die Feldtelefone.

Ein Nachrichtenmann schließt eben die Leitung an, meldet, daß die Verbindung mit dem Bataillonsstab hergestellt sei.

Draußen im Hof trubeln Stimmen durcheinander. Ein rostiger Pumpenschwengel kreischt. Wasser sprudelt in einen hölzernen Bottich. Die Landsers schrubben sich, gucken in Spiegelscherben, verziehen die Gesichter zu Grimassen und rasieren den reichlich gesprossenen Stoppelbart.

Heinze unterzieht sich ebenfalls einer solchen Prozedur.

„Ob’s hier Schnucken gibt?“ fragt er den Jockel vom Zug Leutnant Lohmeiers.

„Klar gibt’s Schnucken. Im Wald drüben verstecken sie sich wahrscheinlich.“

„Meinst du, daß sie sich wieder ins

Dorf reintrauen? Wir machen ihnen ja nischt ... bloß 'n bißchen unterhalten.“ Der Heinze zwinkert Jockel zu, und der zwinkert wieder zurück.

„Wir können ja nachher das Waldgebiet durchkämmen, he, he, he.“

„Vom Durchkämmen hab' ich die Nase reichlich voll, mein Lieber.“

„Dann müssen wir halt nach Reims mal rein. Dort gib'ts bestimmt noch bessere Schnucken.“

„Meinst du, daß wir länger hierbleiben?“

Der Jockel kratzt sich am Kinn, als er antwortet: „Mindestens drei Tag schon, denk ich. Hm. Nach Reims ist's ja nich weit. Fünfundzwanzig Kilometer, hab' ich gehört, ist es weit. Hm.“

Heinze guckt prüfend in den Spiegelscherben, nickt sich zu, steckt den Kopf in den Brunnentrog und wäscht sich unter großer Geräuscentfaltung.

Von der Feldküche herüber ziehen appetitliche Düfte.

A propos – Düfte!

Emil Dufter ist in den Keller gestiegen. Er sucht Wein. Mit einem Kerzenstummel in der Hand, der ihm auf die Finger tropft, hält er Umschau. In den Regalen stehen irdene Töpfe. Schweineschmalz ist drinnen, mit Pergamentpapier zugedeckt. Eine Reihe Einweckgläser ist auch da mit eingelegten Birnen und Aprikosen.

„Muß doch auch Wein dasein“, redet sich Emil Dufter halblaut ein und sucht in den muffigen, feucht-kühlen Winkeln herum.

Da steht ein Faß. Ein mittelgroßes, festes Faß mit einem Deckel drauf.

Essig ist drin.

„Die machen sich das Leben aber

sauer“, murmelt Emil Dufter und legt den Deckel wieder auf das Faß.

Plötzlich tapsen Schritte die Kellertreppe herunter.

„Da bist, du Hirsch!“ Die Stimme Baldis ist es. Er zieht den Kopf ein und kommt heran. „Hast scho was g'funden? Aan Wein, aan guaten?“

„Bloß Essig“, sagt Emil Dufter.

„Leucht weiter, Spezi! Wer suchet, der findet, und wer ...“

Der Kerzenschein hüpf't an den feuchten Mauern entlang. Im Nebenraum ist noch ein Regal. Ein leeres Regal. Nein, es ist nicht leer. Eine einzelne Flasche liegt im obersten Fach.

Die beiden Landser greifen gierig danach. Der Baldi erwischt die Flasche zuerst.

„Leucht mal her!“

Emil Dufter leuchtet.

„Ist bestimmt ein uralter Tropfen, was? Die Flasche schaut ja so alt aus.“

„Kann scho sein, daß mer aan uralten Burgunder erwischt haben, Spezi!“

Die Flasche ist dunkel und bauchig. Das Etikett ist kaum mehr leserlich. Der Korken fault bereits.

„Hast du einen Korkenzieher, Baldi?“

Er hat einen Korkenzieher am Taschenmesser.

Die Flasche wird angebohrt. Dem Emil Dufter seine Hand zittert vor Verlangen nach einem Schluck uralten Wein.

Der Korken läßt sich nahezu geräuschlos ziehen. Baldi riecht an der Flasche, legt den Kopf schief, betrachtet das Etikett, sieht, daß mit Bleistift etwas draufgeschrieben steht, riecht noch einmal an der Flasche.

„So probier halt schon mal!“ drängt Emil Dufter und wechselt den tropfenden Kerzenstummel in die linke Hand, da es sich mit der rechten besser aus der Flasche trinken läßt.

Der Baldi setzt die Flasche vorsichtig an den Mund, nimmt einen Schluck, behält das Getränk im Mund, bläht die Backen und wiegt bedachtsam den Kopf hin und her.

„Schmeckt er?“ will Emil Dufter wissen.

Baldi schluckt und macht dann laut: „Aaaaah!“ und sagt schließlich: „Mir scheint’s, dös is aa Likör, aa ganz aa primaner!“

Noch ein Schluck. Noch einer.

Emil Dufter reißt ihm die Flasche vom Mund. „’n unverschämter Kerl!“ Setzt sie an den Mund, trinkt rasch.

„Schmeckt doch ’n bißchen komisch“, meint er dann und reicht dem andern die Flasche.

„Halt was Französisches, was picobello Französisches“, brummt der Baldi.

Sie kosten immerfort, und auf einmal ist die Flasche fast leer.

Es brennt beiden im Hals. Aber das gehört vielleicht zur besonderen Güte des Trunkes.

Sie tapsen, mit einem Rest in der Flasche, hinauf und treten auf den Hof.

Plötzlich bläht der Dufter Emil die Backen und rollt mit den Augen. Ein Rucken geht durch seinen Körper, ein Rucken, das von unten raufkommt und sich einen Ausweg sucht.

Auch der Baldi ist fahl geworden im Gesicht, bloß daß es ihn noch nicht würgt, so wie den Emil Dufter.

„Da ... da war vielleicht ... Gift drin!“

„Gift?!“

Der Baldi reißt die schwarzen Kulleraugen auf und greift sich nach dem Hals.

In diesem Augenblick kommt Leutnant Thann aus seinem Zimmer und sieht seine zwei Landser.

„Jungs, was ist mit euch los?“ fragt er, als er die beiden Angstgesichter sieht.

„N-nichts, Herr ...“ Emil Dufter kann nicht mehr weitersprechen. Sein Magen stülpt sich um.

Der Baldi bläht auch die Backen und schluckt krampfhaft, reißt dem jetzt kotzenden Emil die Flasche aus der Hand und hält sie Leutnant Thann hin.

„Was ... was steht denn auf dem Papierl da drauf, Herr Leutnant?“

Günter liest auf dem Etikett: „Einreibung.“

„Einreibung!“ ächzt der Baldi, und dann überkommt’s auch ihn. Er taumelt an die Wand, an der schon Emil hängt. Das ölige, bleischwere Mittel muß raus aus dem Magen.

Günter ruft den Sanitäter. Dieser schüttelt den Kopf, als er die zwei rülp sendenden Gestalten an der Hofmauer sieht.

Ein Einreibemittel war’s, was die beiden gesoffen haben, eine Tinktur aus Arnikawurzeln, einem Öl und sonstigen unbekannten Zusätzen.

Immerhin aber war das besser, als wenn Baldur Scharnagl und Emil Dufter auf eine Tretmine gelatscht wären, was bei solchen Organisationsgängen schon öfter vorgekommen sein soll.

Der Telefondienst nimmt die Gesprächsaufforderung für den Kompanieführer entgegen.

„Herr Leutnant – an den Apparat, bitte!“

Günter, noch erheitert und ein klein bißchen besorgt wegen der zwei Lander draußen an der Hofmauer, nimmt den Hörer, meldet sich.

„Leutnant Thann“, sagte die sonore Stimme des Batailloners, „kommandieren Sie bitte zwei Mann ab, die nach Reims fahren sollen. Ihre Kompanie kann Marketenderwaren abholen.“

Günter will schon „Jawohl!“ sagen, als er an das Tagebuch des Unteroffiziers Paul Dubois denkt, das in seiner Tasche steckt. Reims. Dort wohnt doch die Frau des fallenen Franzosen.

Der Bataillonskommandeur ist einverstanden, daß der Kompanieführer selber nach Reims fährt. Die Adresse wird genannt. Ein paar Fragen wegen der Unterbringung noch, dann ist das Gespräch zu Ende.

Lohmeier trampelt herein.

„Walter, ich fahre nach Reims.“

„Na prima!“ grinst Lohmeier.

Günter gibt dem Kameraden einen Wink mit dem Kopf. Beide gehen in das angrenzende Zimmer, in dem Günter sein Privatquartier aufgeschlagen hat. Es ist eine Schlafkammer mit einem großen Bett, einem Tisch, einem Schrank und einem Fenster, das auf den Hof hinausführt.

„Hör zu“, sagt Günter, als er die Tür hinter sich geschlossen hat, „ich will das da in Reims abgeben.“ Er zieht das Tagebuch des toten Korporals aus der Tasche.

„Ist das dein Ernst?“ fragt Lohmeier.

„Klar! Warum nicht?“

„Ich halte es – wegen der augen-

blicklichen Lage meine ich –, ich halte es nicht für ganz richtig, daß du dich mit der Zivilbevölkerung abgibst.“

„Unsinn“, wehrt Günter ab und setzt sich auf die Bettkante, spielt mit dem abgegriffenen Tagebuch. „Ich halte es für eine Art Pflicht, der Frau das Tagebuch zu geben, Walter. Es soll mehr eine Geste sein, weißt du ... ein Beweis dafür, daß es die Franzosen nicht mit den Vandalen zu tun haben.“

„In Reims geht’s noch drunter und drüber, Kamerad. Ich rate dir, laß die Finger von diesem Besuch.“

Günter nagt auf der Unterlippe herum. Er ist unschlüssig geworden. Er hat aber auch das Tagebuch des Toten ein paarmal gelesen. Erschütternde Zeilen, mit Herzblut geschrieben. Zeilen, die Wahrheiten aussprechen. Die französische Soldatenfrau soll wissen, was ihr Mann gedacht und durchlitten hat.

„Ich fahre nach Reims“, sagt Günter entschlossen. „Übernimm bitte solange das Kommando.“

Kurzes Schweigen.

Die beiden Leutnante schauen sich in die Augen.

Walter Lohmeier zuckt die Achseln und murmelt: „Jawohl.“

„Ich bin abends wieder zurück und bringe die Marketenderware mit.“

Lohmeier nickt nur.

Die Luft riecht nach Staub, Rauch, Benzingasen und dünstendem Asphalt. Die Straßen sind oft verstopft. Wo man hinschaut, wimmelt es von deutschen Landsern. Fahrzeuge schieben sich an Marschkolonnen vorbei, heisere Rufe ertönen, Moto-

renlärm verschluckt das Geschlurfe der Soldatenstiefel.

An einem rauchenden Bahnhof werden Gleise ausgebessert. Eine Verladerampe speit einen Zug voll Soldaten aus. Kommandos fliegen herum. Autos summen in einer Staubwolke. Dort drüben brüllen ein paar Panzer um einen freien Platz herum und ordnen sich in Marschformation.

Der Krieg raucht über der Stadt. Der Qualm schwelender Trümmer vermischt sich mit dem Dunst des Tages. Man riecht die verkohlenden Brandstätten, man hört das dumpfe Brausen, das der marschierende, nie in Ruhe sich befindliche Kriegskoloß verursacht.

Auf einer Straße schleicht eine lange Kolonne geschlagener Männer: Franzosen, Gefangene. Mit müden Gesichtern, stumpfen Mienen, schlotternden Uniformen gehen sie „ohne Tritt“ und ziehen einem ungewissen Ziel entgegen. Die heiseren Rufe der Begleitmannschaften treiben die Kolonne an.

Über die Stadt fliegt ein Verband schwerer Kampfmaschinen hinweg. Das Dröhnen sprengt schier die Ohren. Scheu schaut die Zivilbevölkerung hinauf und drückt sich ängstlich an die Häuser, wenn das klirrende Lärmen vorüberfahrender Panzerungetüme sich mit dem Dröhnen in der Luft vermischt.

Leutnant Günter Thann ist mit dem Furier^{b)} ins Depot hinausgefahren. Sie haben die Kisten mit den Marketenderwaren bereits auf dem LKW verladen.

„Brandt“, sagt Günter zu dem Verpflegungsunteroffizier, „ich habe noch etwas zu erledigen. Fahren Sie

den LKW vors Depot und vertreiben Sie sich zwei Stunden lang die Zeit. Ich bin um ...“ – Günter schaut auf die Armbanduhr –, „um drei Uhr, also um fünfzehn Uhr, wieder zurück. Treffpunkt vor dem Depot. Alles klar?“

„Alles klar, Herr Leutnant.“ Der Unteroffizier klappt die Hacken zusammen.

Es ist ein paar Minuten nach dreizehn Uhr, als Leutnant Günter Thann sich in die Stadt begibt und die Avenue George 5 sucht.

Er redet sich ein, daß die Abgabe des Tagebuches ein Akt der Pflicht, der Menschlichkeit ist. Gleichzeitig aber ist er sich auch darüber vollkommen im klaren, daß ihn eine Portion Neugier dazu treibt.

Wie sieht die Frau des gefallenen Feindes aus? Wo lebte dieser Paul Dubois, den Leutnant Thann nie gesehen, dessen Zeilen er aber gelesen hat? Wie hat er gelebt? Wie wird die Frau auf diese Nachricht reagieren?

Die gertenschlanke Gestalt des Leutnants geht rasch und elastisch. Er spricht einen Zivilisten an, fragt nach der Avenue George 5.

Der Mann, ein hohlwangiger Kerl mit erkaltetem Zigarettenstummel im Mundwinkel, einer verschmierten Baskenmütze auf dem schmalen Schädel, mustert den deutschen Offizier aus schwarzen, etwas zu eng nebeneinanderstehenden Augen.

Ohne den Zigarettenstummel aus dem Mund zu nehmen, gibt der Franzose Auskunft.

„Merci, Monsieur.“ Günter tippt lässig an die Mütze und geht weiter.

Der Franzose kneift die Augen schmal, spuckt den Stummel aus, schiebt die Hände in die Taschen der

abgetragenen Manchesterhose und hängt sich in Abstand hinter die rasch ausschreitende Gestalt des deutschen Leutnants.

Wo geht der hin? denkt Pierre, der Zivilist. Was will der Boche in der Avenue George? Mal sehen ...!

Günter Thann steigt über herumliegende Trümmer, geht durch ein verwüstetes Parkstück, bleibt stehen und schaut sich um.

Der Zivilist Pierre stellt sich hinter ein Mauereck.

Günter schüttelt den Kopf.

Diese Parkanlage muß einmal grün und schmuck gewesen sein. Kinder haben in den Sandkästen dort drüben gespielt, ältliche Mademoiselles mit dem Strickstrumpf in der Hand und der Brille auf der Nase haben auf den Bänken gegessen und Kinder gehütet. Jetzt sind die Kastanienbäume zerfetzt, Bombentrichter haben den Boden aufgerissen. Dort drüben klappt der Leib eines Hauses auseinander und man sieht die eingestürzten Etagen. Ein eisernes Bett droht runterzufallen, es hängt nur noch an einem Bein irgendwo fest.

Das Parkstück ist zu Ende. Eine stille Straße führt in ein menschenleeres Wohnviertel. Die Häuser sind auseinandergerückt und liegen hinter Eisenzäunen in kleinen Gärten.

Eines dieser Häuser trägt die Nummer 5. Hier muß also Madame Dubois wohnen.

Günter ist am Ziel.

Er schaut auf die Armbanduhr. Eine halbe Stunde hat er für den Weg gebraucht. Besser wäre es gewesen, wenn Leutnant Günter Thann statt auf die Armbanduhr nach rückwärts geschaut hätte; dann hätte er gesehen, daß er seit einer halben Stunde

von dem Zivilisten Pierre beschattet wird.

Das Haus, in dem Günter die Witwe vermutet, macht einen sauberen, aber verlassen Eindruck. Die Fensterjalousien sind heruntergelassen. Der Haustür vorgebaut ist ein Aufgang mit fünf Sandsteinstufen. Links und rechts der Stufen gedeihen stau- bige Gewächse in Zementgefäßen.

In Günter breitet sich eine Spannung aus, die das Herz zu rascheren Schlägen antreibt.

Er nimmt die fünf Stufen, schaut an der Tür auf und nieder, sieht ein grüspaniges Namensschild, liest: „Paul Dubois“.

Ein Glockenzug mit schwerem, eisernem Griffstück fordert zum Ziehen auf.

Günter sieht es noch immer nicht, daß der Zivilist Pierre den Hauszugang erreicht hat und sich hinter dem Eckpfeiler postiert.

Drinnen im Haus ertönt das gedämpfte Anschlagen der Glocke.

Niemand meldet sich.

Günter zieht noch einmal an dem Eisengriff, wartet, horcht.

Sein scharfes Gehör vernimmt ein leises Geräusch hinter der Tür. In dieser Tür befindet sich ein Spionloch.

Schaut jemand heraus?

Günter spürt den Blick, ohne ihn wahrhaben zu können. Das zerrt an den Nerven.

Günter runzelt unwillig die Stirn.

Er dreht sich um und will gehen, als er plötzlich eine Bewegung hinter dem rechten Eingangspfeiler zu sehen meint. Für Sekunden hat der Rand einer Baskenmütze vorge- schaut, ist blitzschnell wieder verschwunden.

Schon will Günter kehrtmachen und gehen, als sich die Haustür öffnet.

Das schmale, südländisch dunkle Gesicht einer Frau taucht im Türspalt auf. Ein Paar nachtschwarze, mandelförmig geschnittene, mit langen, gebogenen Wimpern behangene Augen springen erschrocken auf. Sekundenlang schauen sich die Frau und der Deutsche an.

Günter grüßt höflich.

„Habe ich die Ehre, mit Madame Dubois zu sprechen?“

„Oui.“ Es klingt erschrocken und abweisend zugleich. Madeleine Dubois hat eine tiefe, angenehme Stimme.

Madeleine Dubois ist erschrocken und erstaunt, als sie in dem Mann einen deutschen Offizier erkennt. Das Erschrecken hat einen besonderen Grund. Es weicht aber, als Madeleine an dem Deutschen vorbei einen Blick zum Hauseingang wirft. Dort taucht der Zivilist Pierre auf und gibt der Frau an der Haustür ein Zeichen.

„Sie wünschen?“ fragt die Frau und sieht aus den Augenwinkeln heraus, daß der Zivilist Pierre verschwindet.

„Ich habe Ihnen etwas zu übergeben, Madame“, sagt Günter.

Madeleine wundert sich über die gute Aussprache des deutschen Offiziers. Sie sieht auch, daß es ein ausnehmend hübscher Mensch ist, der vor ihr steht. Die Spannung, das unmerkliche Lauern in dem schönen Frauenantlitz lockern sich.

„Etwas zu überbringen?“ fragt sie und macht die Tür etwas weiter auf.

„Von Ihrem Mann.“

„Von ... Paul?“ Es klingt erschrocken und glücklich.

„Oui, von Ihrem Mann.“ Günter greift in die Tasche und holt das Tagebuch heraus. „Ein trauriger Anlaß, Madame“, murmelt Günter. „Sie müssen sehr stark sein.“

Schweigen.

Die dunklen Augen der Frau schließen sich für einen Moment.

Die Haustür steht jetzt halb offen. Man kann in eine kleine, hübsche Diele schauen, in der Barockmöbel stehen und zahlreiche Gemälde an den Wänden hängen: Paul Dubois war Kunstmaler.

Madeleine Dubois hat sich gefaßt.

Ein entschlossener Ruck geht durch die schlanke, in einem grauen Kleid steckende Gestalt.

„Voilà ... treten Sie ein, Monsieur.“

Günter stellt sich mit knapper Höflichkeit vor, murmelt seinen Namen, tritt dann über die Schwelle des Hauses.

In der Diele riecht es nach Zigarettenqualm, nach Alkohol. Auf einem kleinen, runden Tisch steht ein übervoller Aschenbecher. Zwei brennende Zigaretten liegen in dem Aschenbecher.

Günter sieht das. Sie ist nicht allein, schießt es ihm durch den Kopf. Es ist noch jemand da. Aber nichts rührt sich. Sie ist sehr erschrocken ... Sie tut mir leid. Ich werde nicht lange bleiben.

Die Frau geht auf eine hohe, weißlackierte Tür zu und öffnet sie vor Günter.

„Bitte!“

Günter betritt ein abgedunkeltes Wohnzimmer, in dem wiederum viele Bilder auffallen. In einer Ecke steht eine Couch mit vielen Kissen darauf, davor ein länglicher, niedriger Tisch. Durch die heruntergelassenen Jalousien

Geschichte neu entdecken



Jetzt bei Ihrem Zeitschriften-Händler!

sien zwingt sich Sonnenlicht und wirft lange Goldpfeile auf einen kostbaren Teppich. Vier große Fauteuils stehen herum.

„Nehmen Sie Platz, Monsieur.“ Die Aufforderung klingt matt.

Günter bleibt stehen. Hinter ihm führt eine Tür in einen anderen Raum. Günter hat das Gefühl, als ob hinter dieser Tür Menschen wären.

Er reicht der Frau das Tagebuch. „Bitte, Madame ... ich wollte es Ihnen persönlich überbringen ... Hier, nehmen Sie es. Zugleich versichere ich, daß mir diese Mission aus dem Herzen kommt. Ich bedauere den Tod Ihres Mannes.“

Die Frau weint nicht. Sie hat das Tagebuch genommen und starrt darauf nieder.

Sie hat blauschwarzes Haar, in der Mitte gescheitelt, im Nacken zu einem Knoten geschlungen. An den Schläfen, die wie Elfenbein schimmern, kringeln sich ein paar eigenwillige, kokett wirkende Löckchen, glatt an die Schläfen geschmiegt. Die Frau sieht wie eine edle Spanierin aus, sie ist reif und schön. Paul Dubois muß diese Frau sehr geliebt haben.

„Setzen Sie sich doch“, sagt eine leise Stimme.

Günter läßt sich langsam in einen der Sessel sinken, spielt mit dem Krätzchen, sucht nach Worten. Er hat eigentlich schon alles gesagt, er könnte jetzt gehen. Warum tut er es nicht?

Madeleine Dubois seufzt, wendet sich ab, geht zu einem Schrank und öffnet ihn. Sie entnimmt ihm eine Flasche Courvoisier und ein Glas, kommt damit zu Günter zurück.

„Erzählen Sie, bitte!“ sagt sie,

während sie das Glas einschenkt. „Wo ist Paul gefallen? Wie starb er? Hat er gelitten?“

Günter beginnt zu sprechen. Langsam und bedacht, nachdenklich. Die Frau steht vor ihm und schaut auf ihn herab, als er spricht. Die dunklen Augen ruhen unverwandt auf dem jungen Soldatengesicht.

„Wir tun alle nur unsere Pflicht“, kommt Günter zum Schluß. „Wir kämpfen alle für die gleiche Sache: für die Heimat.“

Die Frau nickt. Ihr Blick gleitet zur Seite, ruht eine Sekunde lang auf der Verbindungstür, kommt wieder zu Günter zurück.

Sie setzt sich auf die Couchkante.

„Trinken Sie, Monsieur.“

Günter greift nach dem Glas, hebt es, verbeugt sich in Richtung der Frau.

„A votre santé, Madame.“

Sie nickt nur.

Günter trinkt und stellt das Glas wieder auf den Tisch zurück.

„Zigaretten?“ fragt die Frau.

„Ich danke, ich möchte Sie nicht zu lange belästigen, Madame.“

Ein müdes Lächeln huscht über das schöne Gesicht. „Der Grund, weswegen Sie gekommen sind, ist keine Belästigung. Sie sind Offizier, nicht wahr?“

„Leutnant, Madame.“

„Und das dort – sie deutet auf das EKI – „ist eine Tapferkeitsmedaille?“

„Oui, Madame.“

„Sie sind noch sehr jung, nicht wahr?“

Günter wird rot. „Zweiundzwanzig, Madame. Aber“, fügt er rasch hinzu, „ich komme mir viel älter vor. Der Krieg macht die Männer älter, als sie sind.“

Die Frau nickt, steht auf, geht noch einmal zu dem Schrank und kommt mit Paul Dubois' Tagebuch zurück, schlägt es auf, durchblättert es.

Günter schweigt. Er horcht.

Täuscht er sich, oder war im Nebenraum, den die Tür abtrennt, ein Geräusch? Es klang, als habe Schuhleder geknirscht.

Die Frau liest mit gesenktem Kopf in dem Tagebuch des Toten.

Kein Laut stört die Stille. Das Haus scheint wie ausgestorben, und doch hat Günter das Gefühl, daß er mit der Frau nicht allein ist.

Sie hebt jetzt langsam das leicht geschminkte Gesicht. Die schönen Augen schimmern feucht. Um den Mund zuckt es.

„Ich danke Ihnen nochmals, Monsieur Lieutenant.“

„Ich hielt es für meine Pflicht, Madame“, murmelt er.

„Nicht jeder denkt so wie Sie, Monsieur. Die Deutschen fügen uns schmerzhaft Wunden zu. Frankreich ... Frankreich wird aber trotzdem siegen.“

Das Thema, das Madeleine Dubois anspricht, ist Günter unbequem. Ihre Stimme klingt anklagend und ist nicht ohne Schärfe. Trauer und Kummer sind aus dem schönen Gesicht fortgewischt.

„Das zu entscheiden“, sagt Günter, „ist nicht der Grund meines Kommens, Madame. Ich bin deutscher Offizier und ...“

„... werden eines Tages auch eine Kugel abbekommen“, nimmt sie ihm das Wort vom Munde. „Mein Mann war auch tapfer. Er starb. Es sterben viele brave Franzosen, aber ihr Blut wird nicht umsonst geflossen sein.“

„Kein Blut fließt umsonst, Ma-

dame.“ Günter erhebt sich, er will gehen, ein Gefühl zwingt ihn dazu. Die Situation wird spürbar unbehaglich. Die Frau hier haßt die Deutschen, und das ist verständlich; denn sie ist Französin, und ihre Heimat wird von der Kriegsfurie verwüstet.

Madeleine Dubois will etwas erwidern. Sie kommt nicht dazu. Sie schaut an Günter vorbei. Zur Verbindungstür hin. Günter dreht sich um.

Da erstarrt er.

Die Tür hat sich aufgetan. Drei ... vier ... fünf Männer stehen stumm in der Tür. Franzosen. Eine MP ist auf Günter gerichtet.

Günter schüttelt den Schreck ab, schaut die Frau an, verzieht das Gesicht zu einem Grinsen.

„Madame“, sagt er, „ist das der Dank?“

Die Frau runzelt die Stirn. Dann wirft sie den rassigen Kopf zurück und herrscht die Männer an der Tür an:

„Laßt das! Runter mit dem Ding!“

Der Mann, der die MP auf Günter gerichtet hält, rührt sich nicht. Es ist ein großer, breitschultriger Bursche mit einem wilden Bartgesicht. Er trägt einen Zivilanzug, doch die Figur des Mannes verrät den Soldaten.

„Er darf nicht mehr fort“, sagt der Mann. „Es ist seine Schuld. Warum ist er gekommen?“

„Er hat mir Nachricht von Paul gebracht“, stößt die Frau hervor.

Der Mann zuckt die Achseln. „Nehmen Sie die Arme hoch, Monsieur!“ befiehlt er Günter.

In Günter überstürzen sich die Gedanken. Er ist verloren. Er kommt hier nicht mehr heraus. In ein Verschwörernest ist er geraten. Ein



Dummkopf war er, als er seinen Haufen verließ. Lohmeier hat recht gehabt.

Günter hat nur die Dienstpistole bei sich. Er hebt die Arme nicht, er wappnet sich mit einem stereotypen Grinsen, das seine Ratlosigkeit, seinen Schreck übertünchen soll.

„Messieurs“, fängt er zu sprechen an und glaubt plötzlich, hinter den Männern den Zivilisten zu erkennen, den er auf der Straße angesprochen hat – den Zivilisten Pierre. Der grinst zufrieden und höhnisch, kaut wieder auf einem erkalteten Zigarettenstummel herum.

„Messieurs, Sie machen einen Fehler.“ Günters Stimme klingt freundlich und ermahnend, als er fortfährt:

„Ich habe vergessen, die weiße Fahne des Parlamentärs mitzunehmen, wie mir scheint. Ich bin etwas betrübt, daß eine humane Tat solche Wirkungen auslöst. Ich hätte die Franzosen für ehren...“ – er verbessert sich rasch –, „für fairer gehalten. Mein Vater, der im Weltkrieg bei Sedan gekämpft hat, hat mir erzählt, daß der französische Soldat ein fairer

Gegner war. Korporal Paul Dubois war ein solcher Soldat. Ich habe sein Tagebuch gelesen. In diesem stehen die Gründe, warum die Deutschen siegen!“

Günter wendet sich an die Frau, die mit zuckendem Gesicht und verkrampften Händen zugehört hat.

„Madame, schlagen Sie eine Seite des Tagebuches auf! Lesen Sie Ihren Leuten ein paar Zeilen daraus vor!“

Günter setzt sich, schaut auf die Armbanduhr. Es ist Punkt zwei Uhr nachmittags. In einer Stunde muß er beim Depot sein! Wird es ihm gelingen, hier rauszukommen? Oder ist seine Offizierslaufbahn in diesem Haus Nummer 5 der Avenue George zu Ende gegangen?

Der Mann mit der MP läßt die Waffe sinken.

Die anderen Kerle lümmeln sich an die Wand und werfen sich Blicke zu. Ernste Blicke, fragende, zweifelnde.

Schweigen.

Schweigen, das verrät, daß Günters Worte nicht ohne Wirkung sind.

Madeleine Dubois fährt sich mit einer verlorenen Bewegung über die

Stirn. Dann trifft ein strafender Blick den Mann mit der MP.

Madeleine Dubois nimmt das Tagebuch ihres Mannes, setzt sich auf die Couchkante nieder, blättert in dem Büchlein und murmelt mehr zu sich als für die anderen bestimmt:

„Paul hat es geschrieben. Er ist tot. Er ahnte es ja ... er ahnte es ja.“

Günter wird von dem Verlangen gepackt, eine Zigarette zu rauchen. Er sucht in den Taschen, findet eine Schachtel, entnimmt ihr eine Zigarette.

Er kommt nicht dazu, sie anzubrennen. Eine Hand taucht plötzlich vor dem Zigarettenende auf, ein Streichholz brennt.

„Günter lächelt, als er den Glimmstengel anbrennt.

„Merci!“ nickt er dem schmalen Burschen zu, der sich mit einem Grinsen wieder an die Wand zurückzieht.

Der Mann mit der MP setzt sich auf die Tischkante, hält die Waffe aber immer noch schußbereit und starrt Günter ins Gesicht.

Jetzt ertönt die Stimme der Frau. Sie liest vor. Sie gleitet ruhig und versonnen dahin. Wie ein breiter Strom, wie ein ruhiges Wasser.

„... über den Kanal, der hinter uns entlangläuft, führt keine Brücke für uns zurück. Es ist verboten, zu fliehen oder Befehl zum Fliehen zu geben. Wir haben keine Brücke, wenn's drauf ankommen sollte, daß wir aufgeben müssen. Ich bin traurig, weil das so ist, und mir tun meine Kameraden leid ...“

Die Stimme der Frau fließt in ein anderes Kapitel über: „Ich bin sicher, daß die Boches Kanonen rangezogen haben. Ich habe eine Meldung an den

Kommandeur gemacht. Aber es passiert nichts. Wenn wir uns nur weiter von unseren Stellungen zurückziehen könnten, dann könnten wir besser in die Zuckerfabrik einschließen. Aber wir dürfen ja nicht zurück ...“

An der Wand räuspert sich jemand.

Der Mann mit der MP hat das Kinn auf die Brust sinken lassen und spielt mit dem Lauf der Waffe.

Madeleine Dubois blättert um und schaut auf die letzte Seite des Tagebuches, auf die letzte, flüchtig hingeschriebene Zeile.

Leise ertönt die Stimme: „Wir wollen tapfer sein, obwohl wir wissen, daß der Feind stärker ist als wir. Und wenn ich fallen sollte, dann bitte ich den Finder dieses Buches, es meiner Frau zu schicken. Madeleine Dubois, Avenue George 5 in Reims.“

Die Frau läßt ihre Stimme verrieseln. Schweigen lastet über den Männern.

Günter schaut auf die Armbanduhr.

In spätestens zehn Minuten muß er das Haus verlassen können, andernfalls kommt er zu spät und die Truppe gerät in Unruhe.

Er raucht und starrt auf Madeleine. Die schlägt jetzt das Tagebuch zu und preßt es an die Brust, schaut zu Günter herüber, versucht ein Lächeln und sagt:

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Lieutenant, und ich werde meine Freunde bitten, auch dankbar zu sein.“

Sie wendet sich an den Mann mit der MP.

„Laß ihn gehen, Richard ... tut ihm nichts ... er ist ... ist ein guter Mensch.“

„Er wird uns melden und wir kommen an die Wand.“

„Er meldet euch nicht ... er wird

schweigen.“ Sie wendet sich an Günter, der die Zigarette im Aschenbecher ausgedrückt hat. „Werden Sie den Besuch vergessen, Monsieur?“

„In welchem Sinne?“ Günter lächelt.

Die Frau wird rot und schaut an ihm vorbei, als sie sagt: „Was meine Leute hier betrifft.“

„Ich kenne keinen, ich werde sie vergessen, sobald ich das Haus verlasse.“

Der Mann mit der MP grinst mit gelblichen Zähnen.

Günter reicht der Frau die Hand. „Adieu, Madame. Ich wünsche Ihnen alles Gute für die Zukunft.“

„Einen Augenblick noch“, sagt sie plötzlich. „Sie wissen gar nicht, wie Paul ausgesehen hat? Ich möchte Ihnen gerne ein Bild von ihm schenken.“

„Ich nehme es dankend an.“

Die Männer sprechen leise miteinander, während die Frau an einen Tisch tritt, eine Schublade aufzieht, etwas herausucht, sich hinsetzt und ein paar Zeilen auf das Foto eines französischen Korporals schreibt. „Auch der Feind kann gut sein“, schreibt Madeleine Dubois mit flotter Hand. „Lieutenant“, sie schaut über die Schulter zurück, „wie war Ihr Name, Lieutenant?“

„Günter Thann ... mit ‚Th‘ geschrieben, Madame.“

Und Madeleine schreibt auf die Rückseite des Fotos weiter: „Günter Thann hat uns das bewiesen. Gott mit ihm! Madeleine Dubois, Frau des Korporals Paul Dubois, gefallen am 10. Juni 1940 an der Aisne.“

Das Foto zeigt einen schlanken, hübschen Mann mit Menjoubärtchen. Er trägt die Uniform eines französi-

schen Soldaten. Günter schaut das Bild lächelnd an, dann verbeugt er sich dankend in Richtung der Frau, grüßt die Männer und geht zur Tür.

„Monsieur Lieutenant“, sagt jemand hinter ihm.

Es ist der Zivilist Pierre. Er hat diesmal keinen erkalteten Zigarettenstummel im Mund, sondern er verzieht das hagere Gesicht zu einem freundlichen Grinsen. „Ich werde Sie auf kürzestem Weg ins Depot bringen.“

„Angenommen.“

Günter verläßt das Haus. Der Zivilist Pierre trollt neben ihm her. Sie sprechen kein Wort.

Günter denkt an das Bild, das er in die Brieftasche gesteckt hat. Paul Dubois. Wie seltsam. Beinahe wäre eine humane Tat mit dem Tod vergolten worden. Beinahe hätte die letzte Stunde geschlagen. Es kam anders. Der Tote hat sich für den Dienst bedankt.

Der Zivilist Pierre führt den deutschen Leutnant den kürzesten Weg zum Depot.

Drei Minuten vor drei Uhr nachmittags ist es, als Günter dort eintrifft. Der Verpflegungs-Unterroffizier und die zwei Mann lungern um den LKW herum, der im Schatten des langgestreckten Gebäudes steht.

Bevor Günter Thann darauf zugeht, hält ihn der Zivilist Pierre am Rockärmel zurück.

„Noch eine Bitte, Monsieur Lieutenant!“ Pierre grinst.

„Ja?“

„Wir brauchen einen Kanister Benzin. Schenken Sie uns einen.“

„Warten Sie hier“, sagt Günter. „Wenn der LKW dort drüben abfährt, wird er einen Kanister Benzin

vergessen haben; er steht an der Mauer des Depots.“

Der Zivilist Pierre lächelt nicht mehr, als er sagt: „Merci, merci ... Sie sind wirklich ein guter Mensch.“

Günter will etwas erwidern; er schweigt aber und geht rasch zu dem LKW hinüber.

Der Furier grüßt und meldet, daß die Ware übernommen ist. Der Unteroffizier schaut nicht hin, als Günter einen Spritkanister vom Wagen nimmt und an die Depotmauer stellt.

Der Motor brummt los. Günter schwingt sich neben den Fahrer, und als der LKW an einer Hausruine vorbeirollt, steht dort ein schwächlicher Kerl in schlottriger Hose, eine Basenmütze auf dem Kopf, nimmt stramme Haltung an und grüßt militärisch.

Leutnant Thann nickt zu dem Mann hinüber und lächelt dabei.

Die Tragödie des Landes ist noch nicht zu Ende. Im Westen sind die Engländer in den Kanal getrieben worden. Belgien und Holland haben kapituliert: In langen grauen Kolonnen marschieren geschlagene Regimenter in die Gefangenschaft.

Die Trümmer von Düнкirchen ver-rauchen, die Fluren der Normandie sind zerpflegt und aufgerissen, die Soldatenfriedhöfe hallen von den Salven der letzten Kameradengrüße.

Der deutsche Kriegskoloß wälzt sich weiter vor und umfaßt die Hauptstadt Frankreichs.

Paris ist erreicht. Halb Frankreich gehört bereits dem Eroberer. Aber noch immer sammeln sich irgendwo die Tapfersten und setzen dem Ein-

dringling heftigen Widerstand entgegen.

Die Kompanie Thann ist gegen Südwesten abgeschwenkt. Sie marschieret in einer weißlichen Staubwolke auf einer schier endlosen Straße.

Die Sonne glüht auf das Land herunter. Die Staubwolken der Straße sinken auf die flachen Fluren nieder. Kein Baum, kein Strauch. Aber in der Ferne, am hitzewabernden Horizont, da steigt die Straße an und führt fast in den Himmel hinein.

Die Uniformen der Landser sind staubbedeckt, die Gesichter überpudert. Schweißbrinnen haben sich auf die Haut eingegraben, die Uniformen sind halb aufgeknöpft. Man sieht die schweißglänzenden Häse, die verschmutzten Kragenbinden.

Die Kompanie marschieret seit vielen, vielen Stunden. Die ganze Nacht hindurch, in den Morgen hinein, dem heißer werdenden Tag entgegen. Sie marschieret in der brütenden Hitze.

Tam ... tam ... tam, tam, tam ... Tam ... tam ... tam, tam, tam. Ein seltsam dumpfes, hohles, rhythmisches Geräusch ist es, das die müden Knochen in Bewegung hält.

Das Fahrgestell eines Kinderwagens mahlt auf hohen, zerbrechlichen Rädern durch den Staub. Auf dem seltsamen Gefährt liegen die Klamotten: Sturmgepäck, ein MG, Kästen mit Munition.

Heinze und der Ersatzmann, der aus Deutschland zur Kampftruppe abkommandiert worden ist, ein blutjunger Schütze, ziehen das seltsame Fahrzeug. Obendrauf gestülpt liegt eine Blechwanne. Hinter dem Fahrzeug geht Lobositzer und klopfet mit zwei Hölzern den monotonen Marschrhythmus auf das Ding:

Tam ... tam ... tam, tam, tam ...

Dazu trampeln die Knobelbecher⁹⁾, dazu keuchen die Lungen, dazu marschieren sie, die Männer der Kompanie Thann.

75 Kilometer sind sie bereits marschiert, und noch immer müssen sie weiter ... weiter ... weiter. Keiner weiß, wohin. Keiner fragt. Das Sprechen ist eine unsagbare Mühe. Stures Schweigen ist besser.

Tam ... tam ... tam, tam, tam ...

Vorneweg gehen die beiden Freunde: Oberleutnant Günter Thann und Leutnant Lohmeier.

Mit entzündeten und übermäßigsten Augen starren sie in den Sonnenlast.

Da! Eine Staubwolke geradeaus. Ein Kradmelder surrt heran.

Meldung von vorne.

„Kompanie ... h-a-a-a-l-t ...!“

Heinze marschiert mit geschlossenen Augen weiter. Auch der Nebemann schläft. Im Gehen.

Beide rennen auf den anhaltenden Vordermann auf und erwachen plötzlich.

„Knallkopp ...!“

„Tschuldige ...“

Die Soldaten werfen sich in den Straßengraben. Feldflaschen wandern an die ausgetrockneten Mäuler. Ein paar müde Gespräche kommen auf, während vorne der Kompaniechef die Meldung entgegennimmt.

Unteroffizier Braunsfelder will wissen, daß irgendwo dort vorne, hinter dem flachen Hügel, die Loire fließen müßte.

„Mensch, wir müssen doch bald in Spanien sein ... oder nicht ...?“

„Nee, noch nicht ... noch 'n Endchen weiter vor. Chateauf neuf heißt das nächste Nest.“

Die Vorausabteilung hat Meldung gemacht, daß in Chateauf neuf an der Loire Widerstand geleistet wird.

„Mensch, wo gibt's denn so was? Der Franzose ist doch schon so gut wie erledigt!“

Das ist er anscheinend noch nicht. Die Vorausabteilung ist beschossen worden. Reste einer Division haben sich in der hoch am Ufer der Loire gelegenen Kleinstadt festgesetzt.

Wumm ... wumm ...

Kanonendonner in der Ferne. Also ist der Krieg doch noch nicht zu Ende.

„Weitermachen, Herrschaften ... keine Müdigkeit vorschützen! Kompanie – m-a-a-r-s-c-h!“

Der Kanonendonner wird deutlicher. Flüchtlingstrecken kommen der Kompanie entgegen. Das andere Elend des Krieges geht stumm vorbei, mit ein paar Habseligkeiten beladen, mit stumpfen Mienen. Eine alte Frau schiebt einen Kinderwagen, ein Opa hat seinen Enkel auf die Schultern gehoben und trägt ihn. Ein paar junge Frauen schauen beschämt nieder, als die Landser vorbeimarschieren und für ein paar Sekunden aus dem sturen Dahintrampeln aufwachen, weil ein Frauenrock vorbeigeht.

In Chateauf neuf wird gekämpft. Hinter der Loire steht noch eine Feindbatterie und beschießt die Zummarschstraße. Störfeuer ist es, das in Abständen links und rechts, manchmal auch mitten auf der Straße einschlägt.

Kurz vor Überschreiten eines Hügels, über den die Straße hinwegführt, wird der zweite Halt geboten.

Lagebesprechung.

Günter Thann, seit vier Tagen zum Oberleutnant befördert, ist beim „Alten“, beim Bataillonskommandeur.

Die Besprechung findet hinter einem großen Strohschober statt. Indessen gibt die Feldküche Essen aus, und die Kompanien können verschnauften.

Die Kompanieführer hocken um den Major und haben die Landkarten in der Hand.

„Meine Herren“, sagt der vom Straßenstaub überpuderte, unter setzte Offizier in der total verdreckten Uniform und mit der Staubbrille auf der Stirn, „meine Herren, wir müssen wahrscheinlich noch einmal angreifen. Vermutlich ...“ – der Major grinst in die Runde – „das letzte Mal ... hoffentlich“, fügt er etwas leiser hinzu und erklärt weiter: „Äh ... wir haben es, wie bekannt, mit einer Restdivision zu tun. Hauptsächlich Kolonialtruppen. Sie haben sich in der Stadt festgesetzt und werden uns die Zähne zeigen. Unsere Aufgabe soll es sein, die einzige noch vorhandene Loirebrücke heil in unsere Hände zu bekommen. Sie darf unter keinen Umständen von dem sich bald zurückziehenden Feind gesprengt werden.“

Die grauen Augen des Kommandeurs richten sich auf Oberleutnant Günter Thann.

„Herr Oberleutnant, Ihre Kompanie wird das machen! Sie dringen von Osten her in den Stadtteil ein, denn dort befindet sich die für uns so wichtige Brücke. Sie müssen versuchen, sie nach beiden Ufern hin abzuschern. Die zweite und dritte Kompanie greifen indessen die Stadt von Norden und Westen an.“ Die genauen Positionen werden bekanntgegeben. Der Major spricht klar und rasch. Dann fragt er:

„Alles klar, meine Herren?“

„Alles klar“, lautete die einstimmige Antwort.

„Haben wir Artillerieunterstützung, Herr Major?“ will der Kompanieführer der Zweiten wissen.

„Tja ... zugesagt ist welche ...“ Der Major grinst und hebt die rechte Schulter, läßt sie wieder sinken und macht: „Tja ...“ Und meint dann: „Wenn wir es ohne Artillerieunterstützung schaffen, freut es mich um so mehr. Beschuß würde den Feind nur darauf aufmerksam machen, daß er angegriffen wird. In solchen Fällen fliegen dann meistens die für uns so wertvollen Brücken in die Luft ... Und das wollen wir ja, wenn möglich, verhindern, nicht wahr?“

Ja, das wollen sie. Die Loire-Brücke muß heil in deutsche Hände kommen!

Das Störungsschießen des Feindes ist verstummt. Das Land wabert vor Hitze und ist still.

Günter kehrt zu seiner Kompanie zurück; sie hat sich hingehauen und schläft den Schlaf der Erschöpfung.

Eine Stunde Rast. Eine Stunde, um neue Kräfte zu schöpfen. Viehisch ist die Anstrengung gewesen, gnadenlos. Hatte man damals, als man aus jungen Menschen Soldaten drechselte und sie mit heiseren Befehlen über die Exerzierplätze scheuchte, hatte man damals über diesen „Schliff“ gemeutert, mit den Zähnen geknirscht, die Hände geballt, so weiß man jetzt, warum dies alles geschehen ist. Der Krieg fordert das letzte an Kräften! Besonders von der Infanterie!

„Königin der Waffen!“ heißt sie, sagen die Alten, die schon von '14 bis '18 im Weltkrieg in Frankreich waren und die Straßen entlangmarschierten. Und immer wird es die Infanterie

sein, die sich mit dem Feind rumprügelt und blutet und leidet und Opfer bringt ... gleichwohl, ob sie auf schnellen LKW rangebracht wird oder aus der Luft abspringt. Es sind und bleiben die Besten, die den Stoßkeil formieren und den Angriff vortragen!

Oberleutnant Günter Thann, so hundemüde er ist, so taub in den Gliedern, so dreckig wie alle – er kann jetzt nicht rasten. Es treibt ihn hoch aus dem Schlagschatten des Strohschobers. Er geht zu seinen schlafenden Männern.

Da liegt der Heinze, der schon manchen Feuerstoß aus dem MG abgegeben hat und einer der besten MG-Schützen ist. Zusammengekrümmt liegt er zwischen dem herumliegenden Stroh. Neben ihm liegt der Ersatzmann aus Dresden – ein kleiner Sachse namens Pflingler. Lobositzer, der alte Haudegen aus Breslau, der Mann, der schon in Polen durch rücksichtsloses Draufgängertum aufgefallen ist, ist im kleinen Schatten des Kinderwagengefährts eingenickt und hält die MP wie ein Baby im Arm. Der Münchner Baldi und der Stuttgarter Jockl, sie liegen Hintern an Hintern und schnarchen, und die Zwillingbrüder Schäfer eins und zwo – wie kann es anders sein – schlafen auch Seite an Seite.

Leutnant Lohmeier sitzt im dürftigen Schatten eines dornigen Strauchens und liest einen Brief.

„Was Neues?“ fragt Lohmeier, als Günter auf ihn zutritt und sich neben ihn setzt.

„Sonderauftrag.“

„Hab’ mir’s gedacht“, knurrt Lohmeier und steckt den Brief von zu Hause weg, Zeilen, die er schon oft gelesen hat, weil die Mutter darin

schreibt, daß die blonde Annelies oft ins Haus käme und gute Eigenschaften für eine Ehefrau an den Tag lege. Annelies, das blonde Mädel, von dem Walter sich am Bahnsteig vier in Berlin verabschiedet hatte.

Günter hat dem Freund die Sache von Reims erzählt. Lohmeier hat darüber nur den Kopf geschüttelt. Dann wurde nicht mehr davon gesprochen.

„Hör zu“, sagt Günter, „um siebzehn Uhr geht’s los. Ich möchte, daß du zwei Züge übernimmst und die Verbindung mit mir hältst. Ich nehme den ersten Zug. Da sind die besten Leute dabei. Lobositzer, Heinze und den Baldur möchte ich dabeihaben, wenn ...“

Und Günter Thann skizziert dem Freund den strategischen Plan: daß ein Zug von der Kompanie abgetrennt wird und unter Günters Kommando die Sache mit der Loire-Brücke übernimmt, während die anderen beiden Züge den Stadtteil von Osten her angreifen ... und zwar dann, wenn der Zug eins die Loirebrücke erreicht und sich dort eingegliedert hat – also einen Brückenkopf bildet. Damit wäre die Gefahr, daß der rückflutende Feind die Brücke sprengt, beseitigt – zumindest weitgehendst ausgeschaltet.

Lohmeier gibt seine Zustimmung mit mehrmaligem Kopfnicken kund. Als Günter mit seinen Ausführungen zu Ende ist, fragt Lohmeier:

„Willst du mich nicht dazu abkommandieren, Günter? ‘s juckt mir in den Fingern, weißt du ... ‘s ist schon lange her, daß ich mit Volldampf auf eine Sache losgegangen bin.“

„Ich möchte lieber, daß du die Restkompanie kommandierst“, sagt Günter. „Ich brauche einen Mann, auf den ich mich verlassen kann.“

In Lohmeiers graublauen Augen hockt ein Funke von Sorge, als er meint:

„Nimm lieber zwei Züge mit ... denn, offen gestanden ... die Sache kann brenzlich werden. Du weißt, wie die feindlichen Kolonialtruppen kämpfen!“

„Ein Zug muß genügen“, sagt Günter und schaut auf die Uhr. „Ich mach’ mich jetzt fertig, Walter. Punkt siebzehn Uhr hau’ ich ab. Du kommst vierzig Minuten später nach. Wenn’s für mich brenzlich werden sollte, schieße ich grüne Signale.“

Sie reichen sich die Hände, schauen sich einen Herzschlag lang an. Das gegenseitige Lächeln wirkt etwas steinern. Denn weiß man denn, ob man sich noch einmal wiedersieht?

„Mach’s gut, altes Haus“, grunzt Lohmeier.

„Halt dich ran, Walter“, murmelt der andere.

Dann geht Günter und weckt seine Leute. Zehn Minuten später verrät leises Gerätegeklapper, daß der Stoßtrupp unter der Führung des Kompaniechefs abgeht.

Die Sonne steht schon schräg, sticht aber mit unverminderter Hitze aus dem wolkenlosen Himmel herab. Die feindliche Batterie jenseits der Loire schweigt. Überhaupt – es ist auffallend still, eine Stille, die irgendwie gefährlich wirkt.

Dreißig Mann hat Günter um sich versammelt. Die Besten der Kompanie Thann. Jeder hat bereits seine Erfahrungen gesammelt, jeder weiß, worauf es wieder mal ankommt.

Chateauf bleibt rechts liegen. Die weißen Mauern der Häuser fangen das Sonnenlicht auf und schimmern weithin ins Land. Ein paar

Gärten sind der kleinen Stadt vorgelegt, Obstgärten. Links weg strebt eine Straße, die mit Chausseebäumen eingesäumt ist. Der Loire zu, sanft abfallend, ist das diesseitige Ufer mit Sträuchern und Baumgruppen bewachsen.

Günter will den ersten Vorstoß auf die Stadt vom Osten her riskieren.

Weit auseinandergezogen, ohne jegliches Geräusch und im Schutze von Hecken und zweier am Ostausgang der Stadt stehenden Häuser, schiebt sich der Stoßtrupp auf die links kommende Straße zu.

Braunsfelder, vor wenigen Tagen zum Feldwebel befördert, winkt die Hälfte des Zuges vorsichtig ein und befiehlt sie in den Schatten einer Gartenhecke.

Noch immer fällt kein Schuß. Schweigen, unheimliches Schweigen weht aus der Stadt.

Günter bespricht sich leise mit Braunsfelder. Der Stoßtrupp soll noch einmal aufgeteilt werden. Braunsfelder soll versuchen, zum Ufer der Loire zu gelangen. Günter will im stumpfen Marschwinkel auf die Brücke vorstoßen. Am diesseitigen Ufer, ganz in der Nähe des Brückenüberganges, will man sich treffen. Auf alle Fälle muß jeder versuchen, bei Alarmschüssen oder plötzlich losbrechender Kampfhandlung die Brücke zu erreichen.

Heinze, Baldi, Jockel, Emil Dufter, die beiden Schäfer eins und zwo, Hammer und der Melder Klausen bleiben beim Chef.

„Alles klar, Braunsfelder?“

„Alles klar, Herr Oberleutnant.“

Kurzer Händedruck. Man schaut sich in die Augen. Man grinst sich zu. Braunsfelder schlängelt sich davon.

Links und rechts liegen die genannten Männer. Heinze fummelt mit einem weichen Lappen über das MG-Schloß. Die beiden Schäfer-Brüder lümmeln auf den Munitionskästen. Baldi frißt seelenruhig Kirschen, die er sich im Vorbeigehen von einem Baum geangelt hat. Jockel bohrt gedankenvoll in der Nase. Hammer unterhält sich leise mit Emil Dufter. Klausen, der Melder, hat die Hände über den Bauch verschränkt und guckt auf seine staubigen Stiefelspitzen.

„Mir g’fällt die Ruhe net ...“, meint Baldi zum Jockel. „Grad als wenn alles aus’storben is.“

Günter schaut auf die Uhr. Nach genau drei Minuten erhebt er sich und winkt den Trupp ein.

Heinze hängt sich das MG so um, daß er aus der Hüfte schießen kann; er ächzt dabei, als habe er heute keine rechte Lust, Krieg zu machen. Die scheußliche Stille und das unheimliche Schweigen der Umgebung drücken auf die Gemüter und schaffen eine Spannung, die an den Nerven zu zerren beginnt.

Günter geht voraus, die MP schußbereit, das Herz bis zum Halse spürend. Die Müdigkeit ist weggeblasen, die Sinne sind krampfhaft wach und überhell.

Ein Obstgarten. Dahinter schimmert eine helle Hauswand. Die Fenster stehen offen. Der heiße Wind läßt die Gardinen geisterhaft wehen. Der Geruch von erkalteten Kaminmauern fächelt durch den Garten. Die Bienen summen friedlich.

Ist das der Krieg: diese Stille? Ist nicht das Lauern in dieser Stille zu spüren, die tödliche Gefahr?

Ein Wink mit der Hand. Hinter

Günter ducken sich die Männer des Stoßtrupps und heben mechanisch die Läufe in Richtung der offenen Fenster. Günter pirscht sich auf das Haus zu. An der Mauer angelangt, schiebt er sich von links an eines der Fenster ran und schaut vorsichtig um das Mauereck.

Ein zerwühltes, durcheinandergeworfenes Schlafzimmer zeigt sich den Blicken. Ein Kleiderschrank steht offen. Ein paar Frauenkleider hängen auf Bügel, andere liegen auf dem Boden. Flucht kennzeichnet den Raum – kopflose Flucht.

Günter winkt nach rückwärts.

Baldi vernimmt den Befehl: „Wir steigen hier ein und beobachten von der anderen Seite die Straße. Leise! Los ...!“

Günter schwingt sich durchs Fenster. Hinter ihm folgen die andern. Wie Katzen, so lautlos schleichen sie durch das Haus. Türen öffnen sich unheimlich knarrend. Spähende und entschlossene Blicke suchen umher, Flüsterstimmen verständigen sich gegenseitig.

Die Küche. Sie ist leer und weist die gleiche Unordnung auf wie alle andern Räume in diesem menschenleeren Haus. Auf dem Tisch summen Fliegenschwärme um gärende Speisereste herum. Das Fenster, zerbrochen und halb offenstehend, läßt den Blick auf die Straße frei.

Günter späht hinaus.

Die Straße ist menschenleer und badet sich im Sonnenglast auf der einen Seite, während die gegen Westen gerichtete schon Schatten wirft. Eine Unzahl von verlassenen Fahrzeugen säumt die Straße. Zweirädrige, hoch beladene Karren, verlassene Autos dazwischen, ein Pferdegespann an

einen Zaun gebunden. Die Tiere stehen mit hängenden Köpfen an der Deichsel und erwarten ein ungewisses Schicksal – den Tod vielleicht.

Wo sind die Menschen, die alles im Stich gelassen haben? Warum zeigt sich niemand, wo die Nähe der Menschen doch spürbar ist? Was geht in dieser unheimlichen Stadt vor?

Die Männer atmen erregt. Baldi, der Münchener, vergißt zu schimpfen. Alle horchen gespannt und mit schwerem Herzschlag in der Brust in die Totenstille.

„San vielleicht gar koane mehr da?“ flüstert Baldi seinem Nebemann zu.

Der zuckt nur die Achseln.

„Paßt auf, Leute!“ Günters Stimme klingt leise und heiser. „Ich werde versuchen, über die Straße zu kommen. Drüben, hinter den Häusern, muß die Loire liegen ... links von hier zweigt eine Straße ab. Die führt auf die Brücke zu. Wir werden versuchen, von der anderen Straßenseite her an die Brücke ranzukommen. Einzeln über die Straße springen! Auf mein Kommando aufpassen! – Alles klar?“

Sie nicken, sie haben verstanden.

Günter geht zur Haustür, öffnet sie langsam, blinzelt in die grelle Helle hinaus, schaut noch einmal kurz zurück. Seine Leute stehen hinter ihm, bereit zu folgen, sobald er winkt.

Da tritt er auf die Straße hinaus, die MP schußbereit in den Fäusten. Er schaut nach rechts, nach links. Dann geht er über die Straße. Langsam geht er, jeden Moment eine MG-Salve erwartend.

Nichts.

Günter erreicht das drüben liegende Haus.

Eine Metzgerei ist es, das verrät der Geruch, der aus der zweiteiligen, offenstehenden Haustür herausfächelt: verwesende Fleischwaren, Abfallgrube, eine offenstehende Räucher-kammer.

Von der Haustür weg führt ein langer dunkler Flur in einen Hof hinein. Mattes Licht fällt auf den Hof, und von dort hinten weht der Geruch der Räucher-kammer her.

Günter zögert. Dann dreht er sich um und winkt hinüber, daß die Männer noch warten sollen. Er will erst einmal nachschauen, was hinter dem Hof liegt und ob man von dort aus die Brücke sehen kann. Sie muß ganz in der Nähe sein.

Drüben legt sich Heinze nieder und schiebt das MG vor, schwenkt es langsam ein und richtet den Lauf schräg auf die Straße hinaus.

Günter, den Finger am Abzug der MP, geht auf Zehenspitzen durch den Hausflur – dem Gestank nach, der von dem Hof her ranfächelt und immer ekelhafter wird.

Jetzt verläßt Günter das Wohnhaus, er steht in einem mit einem schmutzigen Glasdach überdachten Hof. Gegenüber ist ein Schiebetor, hinter dem Günter das Schlachthaus vermutet. Es steht rechts einen Spalt breit offen.

Das Tor läßt sich bewegen. Es ertönt ein schwaches Rollen, ächzt zur Seite, eine Schlachthalle tut sich auf.

Günters Hand tastet zur Nase, denn an einem schwankenden Aufhängegestell hängt ein abgestochenes Kalb und versammelt einen Schwarm Fliegen um sich. Schwarzes Blut bedeckt den geneigten Betonboden und verliert sich in einem Abfluß, aus dem es nicht weniger gräßlich stinkt.

Die rückwärtige Wand ist mit einem kleinen Tor verschlossen. Es läßt sich öffnen und zur Seite schieben. Ganz plötzlich stürzt der Blick ins Freie – auf den Fluß hinunter, der sich langsam und trübe vorbeiwälzt.

Etwa fünf Meter tief ist der Abstand zwischen Tor und Wasser. Das Wasser ist an der diesseitigen Stelle zurückgegangen und läßt einen schmalen, gerölligen Uferstreifen frei. Links oberhalb des Flusses spannt sich die Brücke hinüber – eine gute Brücke mit schönem Bogenwerk. Kein Mensch ist darauf zu sehen. Auch das drüben ansteigende Ufer, bewachsen mit Büschen, verrät keine Bewegung.

Günter nickt zufrieden vor sich hin. Von hier aus kann man gut zur Brücke hinübergelangen. Aber, zum Teufel, wo steckt der Feind? Warum zeigt sich nirgendwo ein Zipfel? Warum wird nicht geschossen, wo es doch heißt, daß in diesem vertrackten Nest eine halbe Division hocken soll?

Günter kehrt um, geht durch die Schlachthalle, will den Hof überqueren, als er plötzlich wie angewurzelt stehenbleibt und dann rasch zur Seite weicht.

Er hat durch den dunklen Flur geschaut, hat das hellerleuchtete Viereck der Haustür gesehen – hat aber noch etwas gesehen. Nämlich daß sich die linke Türseite bewegt hat – in auffallend langsamer Weise bewegt, und zwar der rechten, geschlossenen Türseite zu, so daß dahinter ein freier Raum sein muß.

Kein Luftzug ist spürbar, und doch hat sich die Tür bewegt. Es muß also jemand im Haus sein. Hinter der Tür steht jemand! Ganz sicher!

Günter horcht. Dann geht ein Ruck

durch ihn. Er nimmt die MP vor, geht, leise pfeifend, durch den dunklen Hausflur. Jetzt kommt er an der Tür vorbei ... und jetzt ...

Alles geschieht blitzschnell. Hinter der Tür will jemand vorspringen. Günter sieht nur einen Schatten, einen funkelnden Dolch. Die MP kracht ein paarmal. Der Mann, ein baumlanger Kolonialsoldat, sackt hinter der Tür mit einem Stöhnen zusammen.

In diesem Augenblick geht auch draußen die Hölle los. Von links her hämmert ein MG ... noch eins! Der Stoßtrupp ist entdeckt! Und drüben im anderen Haus liegen Günters Leute und können nicht rüber!

Günter lehnt an der Wand und flucht. Kommen etwa noch mehr Gegner aus den Türen gesprungen?

Nein. Niemand mehr.

Drüben liegt Heinze hinter dem MG und starrt herüber, erwartet einen Befehl.

Die beiden Feind-MG rasen noch immer und streuen die Straße ab. Irgendwo unterhalb müssen sie stehen.

Günter schaut vorsichtig auf die Straße hinaus, woher das Getacker ertönt. Von der Kirche her, die scheinbar mitten auf der Straße steht und um die aber die Straße in zwei schmalen Streifen entlangläuft.

„Feuer frei, Heinze! Einzeln rüberkommen!“ ruft Günter hinüber.

Heinze nickt nur. Ohne Eile schiebt er das MG weiter vor und zieht durch. Einen ganzen Gurt jagt er durchs Schloß, schwenkt gelassen den Lauf hin und her.

Jetzt kommen zwei Gestalten über die Straße gerannt. Die beiden Schäfer-Brüder. Sie plumpsen in das Haus hinein. Günter packt den einen am Kragen und zieht ihn in den Hausflur.

„Los, rennt nach hinten und schaut zu, daß ihr an den Fluß runterkommt! Unten warten und absichern! Feind kann am andern Ufer sitzen! Haltet die Brücke in den Augen. Schießen, wenn sich jemand auf ihr zeigt! – Weg mit euch!“

Die beiden Brüder rennen nach hinten.

Drüben legt Heinze den zweiten Gurt ein und schießt weiter. Die beiden Feind-MG schweigen. Heinze hält sehr genau die Straße hinunter. Er sieht die zwei MG, sie liegen links und rechts der Kirche hinter Sandsäcken. Und aus diesen Sandsäcken spritzt es auf. Gleich muß die Dekung ausgelaufen sein und die beiden Schützen bloß daliegen.

Hammer kommt rübergesprungen. Dann Jockel. Und jetzt stolpert gebückt Emil Dufter aus dem Haus und kommt rangesprungen.

In diesem Augenblick tackert unten ein MG los. Dufter hält plötzlich wie erschrocken inne, greift sich mit beiden Händen an die Seite, lehnt sich weit nach hintenüber und ... klappt zusammen.

„Emil ...!“ Baldi brüllt es aus dem Haus. „Emil ...!“

Dann springt der Baldi. Er will und muß zu Emil Dufter. Mit verbissenem Gesicht schießt indessen Heinze weiter. Aber auch das feindliche MG feuert wie rasend. Immer in die auf der Straße liegende Gestalt hinein. Sie zuckt hin und her, sie krümmt sich, obwohl sie schon tot ist.

Da stürzt der Baldi über Emil und packt ihn.

„Laß ihn!“ brüllt Günter aus dem Hausflur.

Und schon erwischt es den Baldi. Er läßt Emil fallen, schlägt die Arme

um den Bauch und geht in die Knie mit vorgeneigtem Kopf. Er schlägt hin.

Heinze schaut nicht hin, obwohl er weiß, was sich auf der Straße abspielt, er legt den dritten Gurt ein. Er hebt das MG an die Wange, er schießt mit zusammengebißenen Zähnen, schießt, bis das MG dort unten still wird.

Jetzt aber peitschen Gewehrschüsse durch die Stadt. Mit einem Male ist Leben in der Straße. Die zwei Gäule am Zaun gehen in die Höhe, schlagen und keilen um sich, reißen sich los, rennen in rasendem Galopp, einen Karren hinter sich her schleudernd, auf die Kirche zu. Plötzlich fällt der rechte Gaul. Der andere schleift ihn nach, knickt plötzlich auch ein und schlittert auf der Straße noch ein Stück weiter.

Das Gespann versperrt die Straße. Günter ist hinausgesprungen und zieht die beiden toten Kameraden ins Haus rüber. Heinze kommt mit dem MG nach.

Baldi und Dufter müssen jetzt allein bleiben. In der Kühle des Hausflurs liegen sie, während die andern durch das kleine Schiebetor zur Loire hinunterspringen und zur Brücke vorrennen.

Sie erreichen sie, sie klettern an einer in den Beton eingelassenen Leiter hinauf und erreichen die Straße.

Zwei Mauervorsprünge mit je einem vorgebauten Brückenerker geben einen vortrefflichen Schutz und gestatten eine Verteidigung nach beiden Seiten hin.

Drüben verschwindet die Straße in einer Neigung. Man sieht ein paar Häuser. Hüben steigt die Straße an und mündet auf die Hauptstraße.

Links thront die Stadt auf dem gemauerten, hohen Ufer. Rechts weg ist freies Uferland, das hundert Meter weiter in Busch- und Baumbestand übergeht.

Von dort muß jeden Augenblick Braunsfelder mit seinen Männern auftauchen! Wo bleibt er?

In der Stadt rattern wieder die MG. Und jetzt bellen die trockenen Einschläge von Granatwerfergeschossen. Der Teufel ist dort oben los. Der Kampflärm wird immer heftiger und verbissener. Die anderen Kompanien greifen an! Es kann nicht mehr lange dauern, dann quillt der Feind heran und wird versuchen, über die Brücke zu gelangen.

Heinze hat das MG bereits auf die ansteigende Straße gerichtet und erwartet den Gegner.

Ein paar Mann beobachten die andere Brückenseite. Auch von dort kann noch eine unliebsame Überraschung kommen.

Da! Heinze schwenkt das MG auf den höchsten Blickpunkt der Straße und zieht durch. Ein paar Gestalten sind dort oben aufgetaucht und kommen in langen Sprüngen die Straße herunter.

Sie purzeln, sie überschlagen sich, sie kollern die Straße herunter und bleiben liegen.

Heinze hebt den Kopf und nickt. „Für den Baldi ... und für'n Emil“, murmelt er.

Günter schießt jetzt zwei grüne Leuchtsignale ab, um die eigene Position anzuzeigen.

Mit dem Niedersinken des zweiten Grünlichtes tauchen von rechts rennende Gestalten auf. Feldwebel Braunsfelder kommt! Geduckt rennt die andere Stoßtrupphälfte heran

und hangelt sich an der Brücke hoch.

Ein zweites MG ist jetzt da. Nun gilt es, die Brücke zu halten, bis oben in der Stadt der Feind ausgeräuchert ist. Sie werden aber allesamt versuchen, über die Brücke zu kommen und nach drüben zu entfliehen.

Sie sollen nur kommen! Hier endet für viele der Krieg, hier wird so schnell keiner durchkommen!

Immer wieder muß Heinze jetzt nach oben halten und durchziehen. Verschreckte Trupps zeigen sich dort oben und rennen mitten ins Verderben hinein.

Ist es nicht Irrsinn? Sie rennen in den sicheren Tod!

Schon liegen unzählige dunkle Punkte auf der Straße. Da und dort lebt noch einer und schleppt sich seitwärts fort, fällt hin und versucht es noch einmal. Und oben in der Stadt hämmern immer mehr MG-Salven. Deutsche MG.

Artilleriebeschuß bleibt aus. Die Infanterie schafft es allein! Vom Westen her mögen sie in die Stadt eingebrungen sein und säubern¹⁰⁾ sie im schrittweisen Vorgehen – gnadenlos, unerbittlich den Sieg erheischend.

Die Brücke in Chateaufort an der Loire wird Hunderten zum Verhängnis. Sie ist tödlicher Anziehungspunkt, und das Blut rinnt in Strömen von der abschüssigen Straße.

Immer wieder prasselt Heinzes MG in heranrennende Trupps hinein. Mit verbissenem Gesicht schießt er, mit verzerrter Miene.

Günter muß das mit ansehen, er muß den Heinze wüten lassen, weil es so sein muß. Die dort oben, sie haben alle noch Waffen in den Händen. Kämen sie an die Brücke heran, es stün-

de schlecht um die Handvoll Männer hier unten hinter den Betonecken.

Eine Stunde vergeht. Noch eine. Oben in der Stadt wird noch immer wütend geschossen.

Die Sonne ist verschwunden, und ein bläuliches Licht senkt sich über den Fluß. Der Kampflärm hat sich verringert. Detonationen von Handgranaten sind zu hören, kurze Feuerstöße aus MP, dann wieder kleckert Gewehrfeuer.

Das ist der Lärm, der den Häuserkampf begleitet.

Günter hat die Brücke nach beiden Seiten hin, den Straßen zu, absichern lassen. Drüben hat sich die Gruppe Braunsfelder postiert, hier tut es Oberleutnant Günter Thann mit seinen paar Mann.

Immer wieder muß Heinze einen kurzen Feuerstoß die Straße hinaufjagen. Es macht ihm keinen Spaß, es eckelt ihn an. Die dunklen Punkte auf der Straße ziehen immer wieder die Blicke der Brückenbesatzung an.

Nimmt denn der Irrsinn kein Ende? Warum dauert es in der verdammten Stadt so lange? Warum kapitulieren die Kerle nicht?

Die Antwort kommt aus einer ganz anderen Richtung. Dumpf und drohend bellt sie in der Ferne los, jault und orgelt in hohem Bogen heran und fetzt drüben in die hochgelegene Stadt hinein.

„Himmel und Hölle! Ist denn der Franzose noch immer nicht erledigt?“ Heinze haut wütend auf das glühendheiße MG.

„Weitermachen ... immer weitermachen“, grinst Hammer.

Günter wirft einen Blick auf die Uhr.

Halb sieben.

Die Abende sind lange hell. Der Franzose hat gute Sicht. Steckt wahrscheinlich irgendwo jenseits der Loire und hat sich in einem Kirchturm eingenistet, hat das Malheur wahrscheinlich beobachtet. Jetzt schießt er die eigene Stadt zusammen, dazu noch die restlichen eigenen Soldaten, die sich in Todesangst in den Häusern zu verstecken suchen und letztlich doch ausgehoben werden.

Plötzlich rast auf der Seite Braunsfelder das MG los. In den paar Häusern drüben hat sich Bewegung gezeigt.

„Klausen!“

„Hier, Herr Oberleutnant!“

„Geh mal rüber und schau nach, was bei Feldwebel Braunsfelder los ist!“

„Schau’n, was los ist“, rasselt Klausner runter und rennt dann gebückt über die Brücke.

„Was ist los, Feldwebel?“ keucht er, drüben angekommen.

„Der Feind hat sich drüben gezeigt!“

Und da rasselt auch schon ein MG los!

Klausner nimmt den Kopf weg und horcht den Querschlägern nach, die vom Brückenbogen abprallen und mit häßlichem „Suiii ...“ davonspritzen.

Wumm ...!

Die Brücke bockt unter dem Einschlag einer mittelschweren Granate.

Klausner kann nicht mehr zum Chef rüber. Der wird jetzt wohl selber wissen, was sich an diesem Brückenende tut.

Der Abend ist vom Kampfgetöse erfüllt. Der Franzose schießt grimmig

weiter. In die Stadt hinein, auf die Brücke, in den Fluß. Das Wasser wird hochgerissen, wenn eine Granate einschlägt, stürzt in sich zusammen und glättet sich wieder. Links und rechts der Brücke kracht es mit schmetterndem Wucht.

Über eine Stunde lang dauert der Beschuß.

Die Nacht sinkt über das rauchende Land. Im Norden blitzt jetzt der Widerschein von feuernden Geschützen auf. In hohem Bogen orgeln die deutschen Granaten über die Stadt, über den Fluß hinüber und schlagen weit drüben ein.

Die Männer auf der Brücke atmen auf. Deutsche Artillerie ist aufgefahren und beantwortet den Beschuß. Und wieder dauert das Duell nahezu eine Stunde; dann wird es schlagartig still.

In der Stadt ertönt Motorenlärm. Jetzt steigt eine rote Leuchtkugel zum Sternenhimmel empor und überflutet die Umrissse der am hohen Ufer gelegenen Häuser mit blutrotem Schein.

Der Kampf ist zu Ende!

Schrittgeräusche nähern sich der Brücke. Ausrüstungen klappern, heisere Rufe werden laut.

Oberleutnant Günter Thann hat sich erhoben und sieht eine Gestalt nahen.

„Edelmarder!“ ertönt die Parole.

„Über Stock und Stein ...!“ lautet die Antwort.

„Leutnant Lohmeier mit Restkompanie aufgerückt!“ meldet die hohe Gestalt und reicht der anderen die Hand.

„Danke!“ murmelt Günter. Dann die Frage: „Verluste?“

„Keine. – Und du ...?“

„Zwei Mann.“

Das Schweigen hat den wilden Kriegesgesang abgelöst. Der Fluß gurgelt leise unter der Brücke. Die Sterne machen die Nacht hell.

Der Gegner hat sich zurückgezogen, die Straße ist frei!

Nachrückende Truppenteile sind in die Stadt eingerückt. Ein neuer Befehl setzt die zum Umfallen müde Kompanie Thann noch einmal in Marsch. Ziel: ein Dorf an der Vormarschstraße. Kompanie soll dort in Ruhstellung gehen.

„Bomben, Arsch und Zwirn!“ flucht Lobositzer. „Pennen will ich endlich!“

„Gepennt wird, wenn wir am Ziel sind“, schnauzt Braunsfelder den räsonnierenden Lobositzer an.

„Und wie lange ist diesmal der Schlauch, den wir spazieren müssen?“

„Bloß zehn Kilometer.“

„Hehe ... bloß zehne! Wer's glaubt, wird selig!“

„Kompanie – m-a-a-rsch ...!“ ertönt es von vorne, und die Kompanie setzt sich in Bewegung, geht links und rechts der Straße in Richtung Virzon weiter. Nur zehn Kilometer noch!

Man ist zu müde, um zu fluchen, zu schimpfen. Nur einer mault, daß diese Marschiererei eine „Tierquälerei“ wäre. Keiner gibt Antwort.

Die Straße steigt in sanften Windungen einen Hügel hinan. Rechts, auf freiem Feld, liegen dunkle Gegenstände. Als Leutnant Lohmeier rüberstapft und Nachschau hält, findet er eine verlassene französische Batterie vor. Leere Kartuschen liegen

neben den Geschützen. Rückwärts der Batterie steht sogar noch das Richtkreis-Gerät. An einer Schraube hängt ein französischer Stahlhelm –, als habe der Mann hinter dem Meßgerät damit illustrieren wollen, daß für ihn der Dienst endgültig zu Ende sei.

Lobositzer fußballt einen verlorenen Stahlhelm aus dem Straßengraben. Und es liegt noch mehr zurückgelassenes Material auf der Straße: Fahrräder, Planwagen, LKW, Munition in Massen.

„In einer Woche ist der Krieg aus“, grunzt Heinze, das MG von der einen Schulter auf die andere wechselnd. „Wetten wir, daß er in spätestens acht Tagen vorbei ist, Stefan?“

Stefan Hammer, der Frankfurter Goldschmied, saugt gerade im Gehen den letzten Rest Kaffee aus der Feldflasche, als er das gefragt wird.

„Kann schon sein“, sagt er dann und spuckt ein paar Kaffeekrümel aus, „aber in einer Woche kann man noch siebenmal draufgehen.“

„Den Baldi hat's erwischt“, sinniert Heinze im sturen Vorwärtsmarschieren, „so 'n guter Kerl war er ... und der Emil auch. Immer erwischt es die Besten ... zum Kotzen ist das.“

Von irgendwo ertönt Mundharmonikaspiel.

Der Gefreite Wimmer spielt im Gehen das Instrument. Dann bricht er plötzlich ab und murmelt: „Kann nich mehr ... gleich fall ich um und steh nich mehr auf.“

„Bloß noch zehne, hat der Alte gesagt“, kommt es tröstlich von links, wo der andere geht und die Munitionskästen schleppt, „dann sind wir da, Peppi.“

Rechts im Straßengraben stolpert

Schäfer eins hinter seinem Bruder her.

„Du, Franz ...!“

Der Franz bleibt stehen, und Schäfer zuwer legt ihm die Hand auf die Schulter.

„Wir müssen noch was organisieren, Franz ... für die Muz. Wir haben ihr doch versprochen, was aus Frankreich mitzubringen.“

Muz ist die Mutter der beiden. Und ihr haben die beiden Söhne ein Mitbringsel aus Frankreich versprochen. Sie sind bisher aber noch nicht dazu gekommen, etwas zu „organisieren“.

„Nach Paris sind wir ja nu nich gekommen, Adi“, sagt der Bruder, „aber vielleicht kriegen wir in Virzon was Schönes für die Muz.“

Sie trollen sich weiter, denken an die alte Muz daheim, für die sie noch nichts organisieren konnten. Vielleicht aber klappt es doch in Virzon!

Nach einer Stunde Marsch bleibt der Kompaniechef stehen. Mit der abgeblendeten Taschenlampe leuchtet er auf die Karte, schaut dann auf die mondhell gewordene Gegend, sieht rechts drüben ein paar Häuser liegen.

„Ob es das Nest ist, Walter?“ fragt er den Leutnant Lohmeier.

„Schätze, ja.“

„Ein Zug bleibt hier und bewacht die Straße“, entschließt sich Günther und knipst die Taschenlampe aus. „Die andern gehen mit ins Dorf rüber. Dort bleiben wir und nehmen Funkverbindung mit dem Bataillon auf.“

„Mir recht“, grunzt Lohmeier.

Es ist ein ausgefahrener Feldweg, der zu den paar Häusern hinüberführt. Felder leuchten hell und reif im Mondlicht. Dahinter erhebt sich

ein dunkler Saum: ein Wald. Darüber spannt sich der unwahrscheinlich klare und helle Nachthimmel mit dem Mond im Osten.

Die Luft riecht nach Korn und Straßenstaub. Dicke Wolken stäuben unter den Schritten der Kompanie auf, die sich in auseinandergezogener Marschformation dem kleinen Dorf nähert.

Günter gibt das Zeichen zum Halten.

Es ist besser, wenn man erst mal nachschaut, wo man hinmarschiert und wo man Rast machen will.

Er winkt den beiden Schäfer-Jungen. „Kommt ihr zwei mit! Die andern warten hier!“

Stummes Kopfnicken.

Günter geht mit Schäfer eins und zwei auf das erste Haus zu. Es ist ein Bauernhof.

Kein Hund schlägt an, was sonst in einem Dorf üblich ist. Auf dem Dach des Wohnhauses spiegelt sich mattes Mondlicht. Rechts drüben schließt sich eine Scheune an das Wohngebäude an. In der Mitte des Hofes befindet sich ein Ziehbrunnen mit einem Hehebalken; er sieht wie ein schiefer Galgen aus.

Die niedrigen Fenster sind dunkel. Auf dem Hof steht ein leerer Wagen mit zwei hohen Rädern.

Kein Laut deutet daraufhin, daß hier Menschen sind.

Mit angehaltenem Atem horchen die drei Gestalten. Die beiden Schäfer haben den Karabiner entschert. Günter hält die schußbereite MP in den Fäusten.

„Schaut mal in der Scheune nach, Jungs ...“, flüstert er den beiden Brüdern zu.

Die beiden Schäfer trollen sich.

Günter geht an eines der Fenster heran und versucht, in die Stube hineinzuschauen.

Nichts zu sehen. Der große Tisch in der Stube, um den vier Stühle stehen, ist leer, in einer Ecke steht ein Ofen mit einer Bank davor, von einer Balkendecke herunter hängen dunkle Büschel: getrocknete Zwiebelschwänze.

Hinter Günter knarrt leise das Scheunentor, und als er sich umschaut, sieht er die beiden Schäferbrüder in der Scheune verschwinden.

Günter geht zur Haustür, drückt die Klinke nieder. Die Tür ist zu.

Plötzlich fährt Günter herum.

Was war das? Ein gurgelndes Geräusch in der Scheune! Und jetzt! Das ist doch ein erstickter Schrei! Stroh raschelt, als wälze sich jemand drin herum!

In langen Sätzen prescht Günter zur Scheune hinüber, schiebt mit der Schulter das große Tor weiter auf.

In diesem Augenblick springt ihn ein Schatten an. Ein Mensch. Ein Kolonialsoldat. Sekundenschnell erkennt Günter die tödliche Gefahr.

Ein Feuerstoß aus der MP zerreißt die Stille der Nacht. Der Schatten vor Günter stößt einen gurgelnden Schrei aus. Und mit einem Male bricht die Hölle los. Schüsse blitzen aus der Scheune.

Günter spürt einen dumpfen Schlag gegen die Brust. Ein hohes, dünnes Singen glüht durch den Körper. Die Knie werden weich, der Körper sinkt langsam zusammen.

Günter schießt noch das Magazin leer. Wie aus weiter Ferne hört er das Rasseln der Waffe ... heisere Schreie, Trampeln, Schüsse ...

Dann fällt er ... fällt schwer vorn-
über und breitet im Fallen die Arme
aus, schlägt mit dem Gesicht in muf-
figes Stroh ...

Ist das das Ende aller Dinge?
Ist so das Sterben?

Ein Trupp versprengter Kolonial-
soldaten hat sich in der Scheune ver-
krochen. Vier Schwerverwundete
liegen im Stroh. Die beiden Schäfer
eins und zwei liefen dem Tod in die
Arme. Erstochen hat man sie gefun-
den, nachdem die herbeigerannte
Kompanie die Feinde gestellt hat.

Oberleutnant Günter Thann
scheint das dritte Opfer dieses unver-
muteten Zusammenstoßes zu sein, er
liegt mit dreimal durchschossener
Brust auf dem Tennenboden.

Leutnant Lohmeier hat den Freund
gefunden. Über die langhingestreck-
te Gestalt hinweg stürmt Lohmeier
mit seinen Leuten vor.

Schüsse blitzen aus den Banzen
heraus – selbst unter einer Strohschicht
hervor knallen die Schüsse in
das heisere Brüllen der Nahkämpfer.
Die Kolonialisten wehren sich wie
die Löwen. Mit der blanken Waffe in
der Hand. Schreie gellen durch die
aufgeregte Finsternis.

Nach einer Weile verstummt das
Getöse und geht in ein vielstimmiges
Ächzen und Wimmern über. Neun
Schwerverwundete schleppen sich
aus der Scheune, fallen hin oder krie-
chen auf allen vieren zu dem einsam
dastehenden Karren hin, um dort lie-
genzubleiben.

Braunsfelder hat die Haustür ein-
gerannt. Jetzt poltert ein Haufen
Landser in das Haus.

In der Schlafkammer, unterm Bett

verkrochen, liegt der Bauer. Die Frau
hat sich im Kleiderschrank einge-
schlossen. Drei Kinder im Alter von
acht bis zwölf Jahren kauern in ei-
nem Eck und glauben sich unter
übergestülpten leeren Kartoffelsä-
cken sicher.

„Raus!“ brüllt Braunsfelder. „Raus
mit euch! Auf den Hof!“

Indessen poltert Lobositzer nach
oben und rennt gegen eine Kammer-
tür an. Als sie zersplittert und nach
innen kracht, bleibt Lobositzer wie
angewurzelt stehen, starrt in eine
Ecke.

Dort kniet jemand vor einem Kreuz
– eine schattenhafte Gestalt, eine
Frau. Sie hat den Kopf tief gesenkt
und dreht sich nicht um, als harte
Schritte hinter ihr ertönen und eine
brutale Faust sie herumzerzt, ihr mit
einer Taschenlampe ins Gesicht
leuchtet.

Die Frau ist schön, ihr Gesicht
schimmert marmorweiß, die Augen
stehen weit offen und sind schwarz,
mit langen Wimpern behangen. Das
Haar trägt die Frau nach rückwärts-
gekämmt und zu einem Knoten ver-
schlungen.

Lobositzer herrscht die Frau an,
aufzustehen. „Los, runter mit dir ...
zu den anderen!“

Die Frau erhebt sich ohne Eile,
geht zur Tür, geht die knarrende
Stiege hinab.

„Da ist noch eine ...!“ blökt Lobo-
sitzer über den Hof.

Leutnant Lohmeier kniet neben
Günter.

Günters Gesicht wird vom Mond-
licht beschienen; ein Gesicht, das alt
und verfallen wirkt, obwohl es noch
jung ist. Der Tod zeichnet bereits die
Schatten auf das Antlitz.

Braunsfelder kniet neben dem Sanitäter, der Günters Uniform aufgeknöpft hat und die Wunde sieht: Blut, das aus drei kleinen Löchern sickert, kostbarer Lebenssaft.

„Er wird es nicht mehr lange machen ...“, murmelt der Sanitäter und schaut auf Lohmeier. Der wendet sich ab, wischt mit der Hand über das Gesicht, als wäre er gegen ein Spinnennetz gerannt.

Da schubst Lobositzer die Frau heran.

Lohmeier erhebt sich, mustert finster die Gestalt und fragt: „Verstecken sich noch mehr hier, he? Sag es, sonst stellen wir dich an die Wand!“

Die Frau antwortet nicht, sie starrt auf die langgestreckte Gestalt am Boden, sie geht auf sie zu, neigt sich über sie, schaut ihr ins Gesicht. Zwei weiße Hände gleiten über Günters Gesicht – zwei Frauenhände, leicht und streichelnd.

„Mon ami ...“, flüstert die Frau.

Lohmeier schaut auf das seltsame Bild.

Da dreht die Frau den Kopf und schaut zu Lohmeier auf. Eine weiche,

tiefe Frauenstimme fragt in gutem Deutsch:

„Ist das Leutnant Günter Thann?“

„Ja ... Woher wissen Sie?“

Die Frau richtet sich auf, streicht an ihrem langen dunklen Kleid entlang und erwidert:

„Ich kenne ihn ... aus Reims. Er hat mir das Tagebuch meines Mannes übergeben ... Ich heiße Madeleine Dubois und bin auf der Flucht.“

Lohmeier erinnert sich plötzlich. Er weiß jetzt, wer vor ihm steht. Er schüttelt den Kopf, als begreife er das alles nicht.

Drüben an der Mauer des Hauses steht die Bauernfamilie: Mann, Frau und drei Kinder.

Lobositzer zuckt ergeben die Achseln und spuckt in Richtung der fünf aus, wendet sich ab. Der Mann an der Mauer läßt sich niedersinken und geht in die Hocke, schlägt die Hände vors Gesicht und weint. Auch die Frau weint. Nur die Kinder starren mit gläsernen Angstaugen auf die fremden Soldaten im Hof.

In diesem Augenblick surrt ein PKW in den Hof. Der Kommandeur



trifft mit seinem Stab ein. Auch der Truppenarzt ist dabei.

„Schweinerei, verdammte“, schimpft er, als er die länglichen Menschenbündel auf dem Hof liegen sieht.

„Schweinerei ...“, brummt auch der Kommandeur, als Leutnant Lohmeier ihm Meldung über das Vorkommnis macht. „Und was ist das dort für ein Frauenzimmer?“ will er dann wissen.

„Eine Französin, Herr Major. Oberleutnant Thann hat sie in Reims kennengelernt, als er das Tagebuch ihres gefallenen Mannes bei ihr abrieferte.“

Kopfschüttelnd geht der Kommandeur zu dem schwerverwundeten, dem Tode nahen Kompaniechef.

Ein seltsames Traumgebilde ist es, in dem Günter Thann umherschwebt, bar jeden Schmerzes, bar aller erdgebundenen Schwere. Das ausrinnende Blut macht den Körper hohl und gefühllos, die Begriffe „Zeit“ und „Gegenwart“ sind nicht mehr auseinanderzuhalten.

Was sind das für Geräusche? Fern trubeln sie, gedämpft und doch eindringlich.

Jetzt hebt sich der geplagte Körper und gerät ins Schweben. Eine Ewigkeit lang?

Nein, nur vom Hof in die Stube des zitternden Bauern, der alle Räume für den Arzt und die Verwundeten zur Verfügung stellt.

Was ist das für ein heller Punkt, in den der trübe Blick tastet?

Ein Licht, eine Lampe? Und das Licht kommt näher, leuchtet in das grünliche Gesicht des leise röchelnden Oberleutnants.

„Vielleicht schafft er es doch noch“, sagt eine hohle Stimme.

Die Stimme schwillt an, nimmt zu und rollt wie ferner Gewitterdonner: „Bluttransfusion ... Blutgruppe Null. Einen Blutspender! Schnell ...!“

Der Traum verdichtet sich, zeichnet sich erschreckend deutlich ab, rückt dem Sinnbereich näher.

„Günter ... ich bin's. Erkennst du mich ...?“

Himmel, wem gehört doch dieses Gesicht? Wer spricht da mit einer so gut bekannten Stimme? Wer legt sich neben ihn und sagt: „Los, zapfen Sie ab, Doktor ... nehmen Sie so viel Sie brauchen ... Alles! Und ganz umsonst!“

„Wal...ter ...?“

„Still, mein Junge“, sagt die Stimme dicht neben Günter.

Dann empfindet der Oberleutnant Günter Thann einen Stich in der Armbeuge, dann ertönt ein leises, gleichmäßiges Ticken, als schließe irgendwo eine Uhr.

Der Pumphebel des Blutübertragungsgerätes ist es, der von dem Sanitäter hin und her geschwenkt wird, und dazu zählt eine monotone Stimme.

Günter Thann liegt jetzt nicht mehr im Bauernhof des Franzosen Albert Greville, sondern daheim, auf dem Divan. Die Flurschelle rasselt, und Onkel Arthur kommt reingepoltert.

„Kinder, wißt ihr's schon? Krieg haben wir! Unsere Truppen marschieren bereits ...!“

Tam ... tam ... tam, tam, tam ...

Lobositzer klopft den Marschrhythmus auf die umgestülpte Blechwanne.

Tam ... tam ... tam, tam, tam ...

Die Kompanie marschiert, der

Staub quillt hoch und pudert die erschöpften Gesichter ...

Eine Uhr tickt. Eine Stimme zählt.

Günter Thann spürt neues Leben in die Adern fließen. Nur die Lungen, die Lungen, die kriegen so wenig Luft ...

Das gelbliche Licht verdunkelt sich. Die Nacht sinkt herab. Oberleutnant Günter Thann hat das Empfinden, er versänke in einem abgründigen Brunnen, aus dem ihm die Kühle des Grabes entgehenhaucht.

Man hat ihn in ein Lazarett geschafft. Irgendwo bei Paris liegt es.

Viele liegen in dem weißen Haus, das von einem großen Park eingeschlossen wird.

Hier herrscht Ruhe und Kühle und der Hauch von Sauberkeit. Der Geruch von Äther schwängert Korridore und Räume.

Oberleutnant Günter Thann liegt im Zimmer der „Schweren“. Denn mit drei Lungendurchschüssen hat er einen Anspruch darauf, allein zu liegen. Daß er vor vier Tagen schon im Sterbezimmer lag, das an das Bad angrenzt, davon weiß er nichts. Überhaupt ist es ihm völlig unklar, auf welche Weise er hierhergekommen ist und wieviel Zeit seit dem Durchziehen der MP und dem Hierliegen verstrichen ist. Ist ja auch egal.

Das Erwachen ist nicht mehr so mühevoll wie ehemals. Einmal ist man allein, ein andermal stehen weiße Gestalten vor dem Bett und tasten am Brustverband rum, fragen, wie's geht, und schauen auf die Fieberkurve über dem Bett, nicken und verschwinden wieder.

Günter könnte nicht sagen, wer ihn

in der letzten Zeit gefüttert hat; er weiß nur, daß es eine Krankenschwester war. Immer wieder dieselbe. Aber er könnte beim besten Willen nicht sagen, wie sie aussieht. Blond scheint sie zu sein, gelbhaarig, mit einem weißen, schmalen Gesicht und Augen, die oft auf ihn niedergeschaut haben und voller Sorge waren.

Jetzt, wo er endgültig das Gegenwartsbewußtsein gepackt und festgehalten hat, kommen ihm die traumhaften Erinnerungen an die letzten Tage. Oder waren es am Ende gar Wochen?

Er liegt ganz still und horcht an sich herum. Der Brustverband klemmt den Brustkasten ein, erlaubt aber das Atmen. Und das Atmen – ja, mit dem hat's noch immer seine liebe Not. Es ist, als hätte man einen Blasebalg im Brustkasten, und dieser Blasebalg ist undicht, läßt die eingeholte Luft einfach raus. Viel zu früh raus, so daß man ständig nach neuer Luft japsen muß.

Himmel, wie war's doch, damals nachts? Ich mach das Tor auf! Stimmt! War allerhand los! Stimmt auch! Und dann ... ja, dann kam so ein großer Kerl rangesprungen. Ich schoß! – Ja, natürlich, ich schoß immerzu. Bis ich den Geist aufgab! – Wie viele Kugeln sind denn eigentlich durch mich gefahren? 'ne ganze Menge, wie mir's scheint ...

Es klopft leise.

Günter schließt erschreckt die Augen, horcht.

Er hört, daß die Tür aufgeht und sich ein leiser Schritt nähert. Er spürt, daß sich jemand über ihn beugt und ihn anschaut. Sehr lange.

Und mit einem Male sagt eine junge, helle Stimme:

„Oberleutnant Thann, kohlen Sie nicht so! Sie sind ja wach!“

Da macht er die Augen auf. Und sieht:

Schwester Ursula Brecht. Sie ist klein und sehr schmal. Er denkt erst, ein Schulmädchen stünde vor ihm und schaue ihn neugierig an. Aber da sich die blütenweiße Schwesterntracht nun gerade dort fraulich wölbt, wo Günters Blick zuallererst hinfällt, weiß er, der Herr Oberleutnant, daß kein Schulmädchen, sondern ein erwachsenes und noch dazu blitzsauberes und hübsches Mädchen vor ihm steht.

Er grinst matt, er bleckt die Zähne und verzieht das stoppelbärtige Gesicht zu einer freundlichen Fratze.

Mein Gott, denkt Ursel, er schaut aus wie ein U-Boot-Fahrer, wie solche, die oft in den Illustrierten abgebildet sind: Männer mit Bärten und Hungergesichtern, grinsend aber, als seien sie sich doppelt bewußt, wie schön es ist, am Leben geblieben zu sein ...

Ziemlich lange schauen sich die beiden an. Dann fragt er: „Wie geht’s mir denn, Schwester?“

Sie lächelt sehr anmutig und meint: „Unkraut vergeht nicht, wenn ich so sagen darf.“

„Stimmt“, nickt er und grinst noch tiefer.

„Ich muß jetzt mal Ihr Bett machen“, sagt sie. „Ihre Kojе sieht ja toll aus ... wie’n Eulennest.“

Ganz vorsichtig geht Schwester Ursel dran, das Bett des Oberleutnants zu machen. Sie schiebt ihn sehr sanft herum und kriegt das Kunststück fertig, das Bett zu machen, ohne daß der zusammengeschossene Kriegersmann mehr zu machen

braucht, als mal dahin, mal dorthin zu rutschen.

Schließlich stammelt er erschöpft: „Herzlichen Dank.“

Sie neigt sich tief über ihn und streichelt ihm sehr sanft über die weichen Bartstoppeln.

„Geschafft haben Sie’s aber doch“, sagt sie. „Es stand schlimm um Sie.“

„Ja, ich war gestorben“, sagt er. „Wenn man’s genau betrachtet, ist das Sterben leichter, als man denkt.“

„Wir reden ein andermal darüber“, meint die blonde, kleine Schwester. „Schlafen Sie jetzt.“ Sie hebt mit drohendem Lächeln den Zeigefinger. „Und nicht gemuckst, verstanden?“

„Nur noch eine Frage!“

„Bitte“, gestattet sie.

„Wie alt sind Sie?“

„Achtzehn.“

„Und der Wievielte ist heute?“

„Sie fragen jetzt schon das zweite Mal!“ wirft sie ihm vor.

„Ich möchte aber wissen, der Wievielte heute ist!“ beharrt er.

„Der neunte Juli, mein Herr“, gibt sie Auskunft.

Günter rechnet nach. Dann sagt er mit einem Seufzer: „Wenn ich mich nicht irre, war ich eine Woche lang tot, Schwester ... Wie heißen Sie überhaupt?“ fragt er und hebt den Kopf.

„Neugier mit Lämmerschwänzchen“, ruft sie lachend und drückt ihn ins Kissen zurück, stellt sich dann aber doch vor und sagt, daß sie Ursula Brecht hieße und aus Berlin-Zehlendorf stamme.

„Aus Berlin-Zehlendorf“, seufzt er zufrieden und schließt die Augen. „Da sind wir ja beinahe Nachbarn ...“

Als er die Augen aufmacht, weil

keine Antwort ertönt, merkt er, daß er allein ist.

Er schläft mit einem Grinsen auf den Lippen ein, wird aber eine halbe Stunde später durch einen Besuch geweckt, der schon von der Tür her blökt:

„Mensch, Günter, alte Gurke! Wie geht's?“

Leutnant Lohmeier steht unter der Tür und breitet die Arme aus, als wolle er das ganze Bett aufheben und hinaustragen in den heißen Sommertag.

„Prima, Walter! Latsch näher! Fall auf ein Stühlchen!“

Sie begrüßen sich.

Walter Lohmeier sieht braun und gepflegt aus. Eine Duftwolke hüllt ihn ein, weil er gerade vom Friseur kommt. Das aschblonde Haar ist stark pomadisiert, die grauen Augen funkeln voller Lebenslust, und als der Herr Leutnant sich über den Freund beugt, schnuppert der Herr Oberleutnant eine Apéritivfahne.

„Servus, Günter“, murmelt Lohmeier und tätschelt Günters Wangen, kraut ihn am Kinn und setzt sich auf die Bettkante. „Du hast mir scheußliche Sorgen gemacht, mein Lieber. Jetzt scheint's dir aber besser zu gehen, wie? Siehst ja schon ganz passabel aus!“

Sie unterhalten sich im Jargon jahrelang gepflegter Freundschaft. Als Lohmeier davon erzählt, daß die Franzosen kapituliert und im Wald von Compiègne Waffenstillstand geschlossen wurde, nickt Oberleutnant Günter Thann sehr zufrieden.

„Und was machst du jetzt?“ fragt er dann. „Hast du meine Kompanie übernommen?“

„Übernommen – jawohl. Wir machen gerade einen Ausflug nach Pa-

ris. Da dachte ich mir, daß ich gut und gerne einen Sprung zu dir machen könnte. Draußen stehen noch ein paar. Sollen sie reinkommen?“

Sechs Mann drängeln herein. Feldwebel Braunsfelder, Hammer, Lobositzer, Heinze und noch ein paar junge Dachse.

Erst als der Arzt reinguckt und vom Abschiednehmen redet, geht die wirre Unterhaltung, das Fragen und Antworten zu Ende.

„Kinder, laßt mir 'n paar Zigaretten da“, lautet die leise Bitte des Kompaniechefs. Worauf ein Haufen Zigaretenschachteln unter der Bettdecke verschwindet, dazu Zünder und zwei Tafeln Schokolade.

Walter Lohmeier wendet sich als letzter zum Gehen. Bevor er aber verschwindet, möchte er gerne noch etwas loswerden. Er zögert an der Tür, gibt sich dann einen Ruck und kommt noch einmal an Günters Bett.

„Hör zu, alte Gurke! Bist du mir böse, wenn ich dir jetzt etwas Besonderes sage?“

„Na, und?“

„Tja, weißt du“, fährt Lohmeier fort und grinst, „es hängt mit Reims zusammen.“

„Mit – was?“

„Genauer gesagt: mit einer Madame Madeleine Dubois.“

Günter kneift ein Auge zusammen, späht in das glatte braune Gesicht seines Freundes.

„Mit Madeleine Dubois“, wiederholt er mit einem verschmitzten Grinsen. „Soso! Verstehe. Wo ist sie jetzt?“

„Wo alle hübschen Frauen hingehen: in Paris ... Quai de Passy, Nummer 40. Sie hat mich zum Tee eingeladen.“

Kurzes Schweigen.

„Wann denn?“ fragt Günter.

„Um fünf Uhr natürlich.“

„Und wie spät ist es jetzt?“

„Zweiunddreißig Minuten vor der Zeit“, sagt Lohmeier.

„Dann hau ab, mein Freund! Gruß von mir kannst du auch ausrichten.“

„Und wenn sie eine hübsche Schwester hat, dann ...“

„Verschwinde!“

„Jawohl, Herr Oberleutnant!“ Lohmeier grüßt zackig, macht kehrt, geht zur Tür, winkt noch einmal zurück und verschwindet mit dem Ruf: „Wir hören noch voneinander, alte Gurke!“

Günter liegt ganz still. Er lächelt. Ist ja auch zu komisch, wie die Wege führen.

Madeleine Dubois, denkt er und tastet mit der Rechten unter die Bettdecke, fischt eine Schachtel Zigaretten hervor, macht sie auf und steckt sich einen Glimmstengel zwischen die Lippen.

Gerade als er das Streichholz anreißt, geht die weiße Tür noch einmal auf, und ein Zerberus in weißer Schwesterntracht kommt herein, nimmt dem Herrn Oberleutnant die Zigarette aus dem Mund, hebt die Bettdecke und beschlagnahmt das restliche Rauchzeug.

„Erst gesund werden, Herr Oberleutnant! Früher nicht!“

„Ich bin's ja!“

„Sie sind's nicht!“

„Doch! Passen Sie auf, ich mache es Ihnen gleich vor, wie gesund ich bin!“ Dann will er die Beine aus dem Bett schwingen.

Schwester Ursel aber hält ihn davor zurück, breitet die Arme aus, umfängt den Mann im weißen Krankenhemd und drückt ihn ins Kissen zurück, murmelt dabei:

„Sind Sie verrückt? Wo gibt's denn so was!“

Daß Oberleutnant Günter Thann inzwischen wieder kräftiger geworden ist, beweist die rasche und feste Umarmung.

Die blonde Schwester Ursel aus Berlin-Zehlendorf erschrickt sehr tief, als sie sich plötzlich geküßt spürt. Sie will Zeter und Mordio rufen, aber angesichts des stoppelbärtigen Gesichtes und der hellblauen, bittenden Augen des Patienten von Zimmer Nummer 9 bleibt ihr die Sprache weg.

Ursula Brecht wird nur knallrot, und das steht ihr sehr gut.

„So schnell schießen die Preußen bei mir nicht“, stammelt sie und rückt die verschobene Haube wieder gerade.

„Ich habe ja nicht geschossen“, verteidigt sich der Patient, „sondern ich habe nur meinen Dank für die liebevolle Pflege in besonderer Art zum Ausdruck gebracht. – Sind Sie mir sehr böse?“

„Nein“, sagt sie, geht zur Tür und verschwindet auffallend rasch.

Günter Thann aber weiß, daß sie bald wiederkommen wird, die Schwester Ursel aus Berlin-Zehlendorf. Aus diesem Grunde grinst der Patient auch und nimmt dieses Grinsen mit in den Genesungsschlaf hinüber.

ENDE

Anmerkungen

- 1) Die Namen von Personen der Zeitgeschichte sind authentisch, alle anderen geändert
- 2) Eisernes Kreuz II. Klasse
- 3) saloppe Bezeichnung für Artillerie
- 4) französische Bezeichnung für Deutsche
- 5) aus der Zeit des Ersten Weltkrieges stammender Spitzname für französische Soldaten
- 6) Eisernes Kreuz I. Klasse
- 7) Heinz Guderian (1888–1954), Generaloberst, hatte beim Aufbau einer modernen Panzertruppe entscheidenden Anteil
- 8) Unteroffizier, für die Verpflegungsausgabe zuständig
- 9) Landserausdruck für die genagelten Schaftstiefel der deutschen Soldaten
- 10) militärischer Ausdruck für „feindfrei machen“

Titelbild: Panzer IV im Kampf mit französischen Panzern (Artists Impression Lutz Stiehler)

Verehrte Leser:

Am Dienstag, 5. März 2013, erscheint der *LANDSER* 2867 unter dem Titel

Marsch in den Tod

1941/42 – Die „Blaue Division“ im Einsatz an der Ostfront – Seite an Seite mit ihren deutschen Kameraden kämpfen Spanier gegen die Rote Armee. Autor: **F. Nemis**.

Mit dieser Ausgabe erhalten Sie im Doppelpack den exklusiven Nachdruck eines „alten“ *LANDSER*. Titel:

Kola

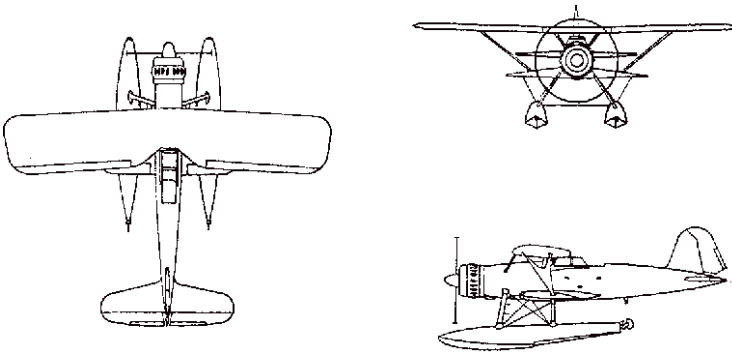
Rußland 1942 – Die Wehrmacht marschiert Richtung Kaukasus – Russen verschleppen deutschstämmige Bewohner – Einige Landser wollen sie retten. Autor: **W. Stenzel**.

***DER LANDSER* erhalten Sie jetzt auch als ePaper und eBook:
EPUB-Format im Amazon-Kindle-Shop, Apple iBook-Store sowie bei den
meisten Online-Buchhändlern (z. B. Buch.de, Buecher.de, Libri.de, Thalia.de
und bei vielen anderen). PDF-Format unter www.landser.de**

DER LANDSER erscheint wöchentlich in der Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt, Telefon (07222) 13-0. Chefredaktion: Dr. Guntram Schulz-Wegener (V.i.S.d.P.), Redaktion: Alexander Losert M.A. Redaktionsanschrift: Redaktion Militärgeschichte, Internet-Adresse: www.landser.de; E-Mail-Adresse: landser@vpm.de. Druck: VPM Druck KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt, www.vpm-druck.de. Vertrieb: VU Verlagsgesellschaft KG, 65396 Walluf, Postfach 5707, 65047 Wiesbaden, Tel.: 06123/620-0. Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt. Anzeigenleiter und verantwortlich: Rainer Groß. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21. Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg Gesellschaft m.b.H., Niederalm 300, A-5081 Anif. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Leserkreisen nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages. Für unverlangte Manuskript-einsendungen wird keine Gewähr übernommen. Printed in Germany, Februar 2013

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: Ulisses Spiele GmbH, Industriestraße 11, 65529 Waldems-Steinfischbach, Telefon: 0 60 87 / 9 88 70 40, Fax: 0 60 87 / 9 88 70 08, E-Mail: bestellservice@ulisses-spiele.de. Lieferung erfolgt per Bankeinzug (Bankverbindung nennen) zzgl. 3,90 € Versand, Ausland 6,90 € oder per Nachnahme (7,50 € Versand + Zahlkartengebühr). Abonnement: *DER LANDSER* Abonnementsbetreuung, z. Hd. Frau Stegmaier, Heuriedweg 19, 88131 Lindau. Telefon 0 18 05 / 26 01 27 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), Fax: 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), E-Mail: VPM@Guell.de. Jahresbezugspreis (52 Ausgaben) inkl. Porto- und Zustellkosten Deutschland: € 114,40; Österreich: € 127,40. Kündigung jederzeit möglich.

Heinkel He 114

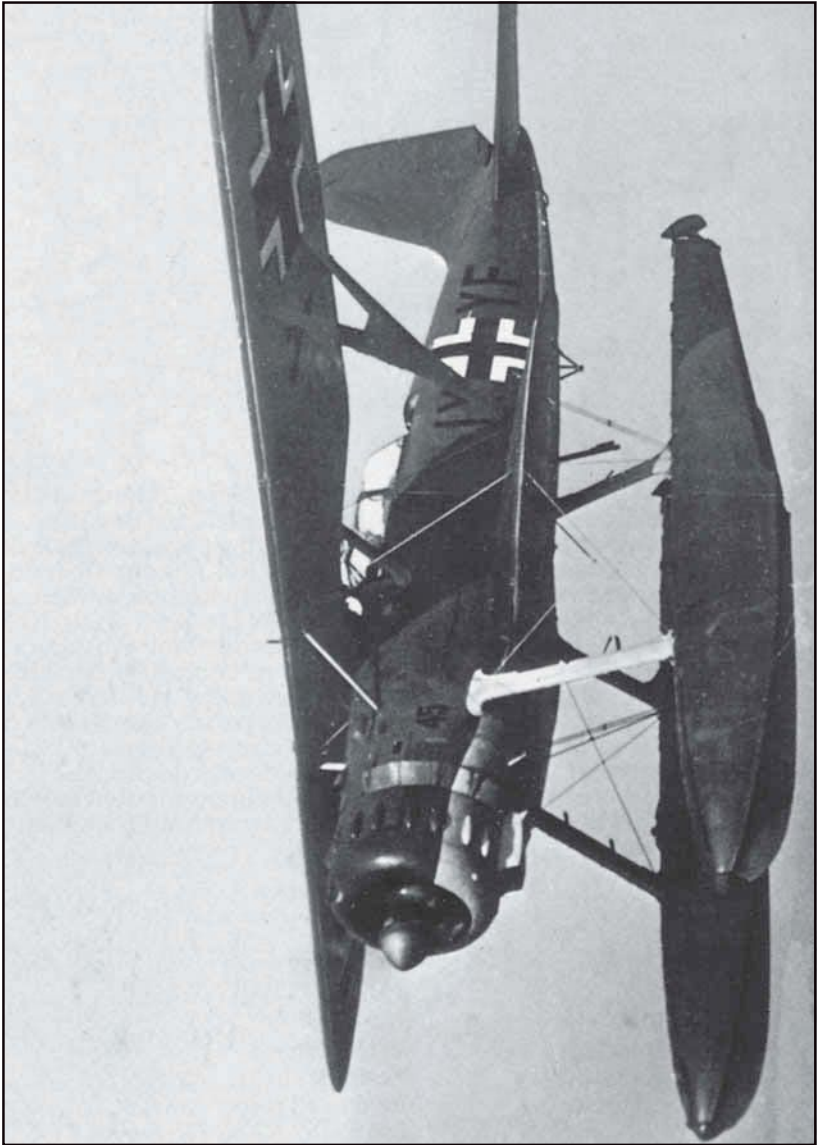


Das Muster entstand 1937 als zweisitziger See-Nahaufklärer in Ganzmetallbauweise. Es konnte, da katapultfähig, auch als Bordflugzeug mitgeführt werden. Interessant war die Auslegung als Anderthalbdecker mit extrem kurzem Unterflügel. Dadurch konnte der Oberflügel über den Y-Stiel nach hinten an den Rumpf beigeklappt werden. Der erste Prototyp He 114 V-1 und die nachfolgende He 114 V-2 (D-UGAT) besaßen einen flüssigkeitsgeköhlten Zwölfzylinder-Motor Junkers Jumo 210 mit einmal 670 PS und ein Seitenleitwerk mit elliptischem Umriß. Den auch später in der Serienausführung verwendeten luftgeköhlten Neunzylinder-Sternmotor BMW 132 erhielt erstmals die He 114 V-3 (D-IOGD), die allerdings zellenmäßig genau den ersten beiden Prototypen entsprach. Mustermaschine für die A-Serie wurde die He 114 V-4 (D-IDWS), ebenfalls mit BMW 132, jedoch mit einem für die Fertigung geänderten, im Umriß vereinfachten Seitenleitwerk und Eiskielen unter den Schwimmern.

Technische Daten

Spannweite:	13,30 m
Länge:	11,90 m
Höhe:	5,15 m
Fluggewicht:	3420 kg
Höchstgeschwindigkeit:	292 km/h
Landegeschwindigkeit:	95 km/h
Steiggeschwindigkeit:	1000 m in drei Minuten
Triebwerk:	BMW 132 K/830 PS
Bewaffnung:	ein MG 15, 7,9 mm
Reichweite:	1050 km
Dienstgipfelhöhe:	4800 m

Deutsche Kriegsflugzeuge



Heinkel He 114